OLZ

XXXI / 10 OKTOBER 1928

Noch einmal: Text-, Stil- und Literarkritik in den Samuelisbüchern.

Von Otto Eißfeldt.

Das Studium des mir von der Schriftleitung der OLZ zur Rezension angebotenen Buches von Leonhard Rost, Die Überlieferung von der Thronnachfolge Davids[1], und ein an meinen Aufsatz in der August-Nummer (1927) der OLZ anknüpfender Briefwechsel mit Professor Caspari veranlassen mich noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen. Es ist zu hoffen, daß durch klare Herausstellung der wissenschaftlichen Differenzen zwischen Caspari und Rost — die sich freilich ihrerseits in der Beurteilung der Dinge wesentlich voneinander unterscheiden — einerseits und mir andererseits deutlich werde, welche Aufgaben die Samuelisbücher und die geschichtlichen Bücher des AT überhaupt der Forschung stellen. Dabei empfiehlt es sich, mit Beschreibung und Kritik des Rostschen Buches zu beginnen, um dann zu Casparis brieflichen Bemerkungen Stellung zu nehmen.

Nach Rost bilden 1. Sam. 4—6; 2. Sam. 6; 7 (z. T.); 9—12; 13—20; 1. Reg. 1. 2 eine in sich geschlossene und vollständige Erzählung, die hinzielt auf die 1. Reg. 1 aufgeworfene Frage: „Wer soll sich setzen auf den Thron meines Herrn König, und wer soll nach ihm König sein?“ „Nicht nur das ganze Kapitel wird von dieser Frage beherrscht, sondern das ganze Werk. Und damit wird dieses Kapitel zum Schlüssel für das Verständnis des Ganzen“ (S. 86). Doch steht der gesamte Stoff nicht auf einer Linie. Vielmehr hat der Verf. der eigentlichen Thronfolge-Geschichte schon einige Erzählungen vorgefunden und seinem Zweck, die Vorgeschichte der Thronfolge Davids und des Thronfolgers zu erzählen, dienstbar gemacht, nämlich die Lade-Erzählung (1. Sam. 4—6; 2. Sam. 6), die Nathan-Weissagung (Teile von 2. Sam. 7), und den Ammoniterkriegs-Bericht (2. Sam. 10, 6—11, 1; 12, 26—31). In den Schluß der Ladeerzählung hat er den Anfang seiner eigenen Darstellung (6, 16; 20b—23) eingeschoben, um damit das Negative zu begründen, daß der Thronfolger nicht von der Michal geboren worden ist. Als positives Gegenstück dazu benutzte er dann einen alten Bericht von einer durch Nathan an David ergangenen Jahwe-Zusage betreffs der Dauer seiner Dynastie. Den Ammoniterkriegs-Bericht aber ergänzte er durch Hinzufügung von 10, 1—6a; 11, 2—12, 25 und gestaltete ihn so aus zu einer Erzählung von den Anfängen des Thronfolgers Salomo. Daran schließen sich die vom Verf. der eigentlichen Thronfolge-Geschichte stammenden Kapitel 2. Sam. 13—20; 1. Reg. 1. 2, die von dem Untergang der Thronanwärter Amnon, Absalom und Adonia und von dem Siege Salomos handeln, an. Aber auch K. 9 gehört jenem Verf. an, was daraus deutlich wird, daß manches in K. 13—20 und 1. Reg. 1. 2 (Meribaal, Ziba) unverständlich bliebe, wenn nicht K. 9 vorausgegangen wäre. Der Beweis für die Zusammengehörigkeit dieser Teile zu einem Erzählungswerk und für seine Vollständigkeit und Geschlossenheit wird außer durch die eben genannten inhaltlichen Argumente durch stilistische und religionsgeschichtliche Beobachtungen geführt. Mehr nebenbei ist die Rede von einem lückenlos zusammenhängenden Erzählungswerk, das Davids Ergehen auf seiner Flucht vor Saul und die Vorgänge, die zu seiner Herrschaft über Juda und Israel geführt haben, zum Inhalt hat. 1. Sam. 23, 1—13; 27, 1—28, 2; 29, 1—30, 26; 2. Sam. 1, 1; 2, 4a; 3, 20—29. 31—37; 4, 1a. 5—12; 5, 3. 17—25 werden dieser „Ebjathar-Quelle“ zugeschrieben. Ebenso wird mehr nebenbei die Annahme, die Erzählung der Samuelisbücher ließe sich auf zwei große durchlaufende Quellen, die etwa die Fortsetzungen der Hexateuch-Quellen seien, abgelehnt und eine Stütze dieser Annahme, die Erklärung mancher Abschnitte als Additionen aus Parallel-Berichten, eingerissen (S. 1f., 138ff.).

Die Arbeit weist manche Feinheiten auf. Vor allem ist das, was zum Stil der einzelnen Erzählungen und Erzählungsgruppen gesagt wird, wenn auch keineswegs immer neu, so doch beachtenswert, und es fehlt auch nicht an neuen Beobachtungen (S. 50ff. über den Stil des Gebetes 1. Sam. 7, 18ff. u. ö.). Weiter sind die Versuche, die Herkunft, d. h. den „Sitz im

1) Rost, Lic. Dr. Leonhard: Die Überlieferung von der Thronnachfolge Davids. Stuttgart: W. Kohlhammer 1926. (IV, 142 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom alten und neuen Testament, hrsg. von Rud. Kittel, 3. Folge, Heft 6. RM 7 —.

Leben", einzelner Erzählungen zu bestimmen, wenigstens erwägenswert (die Lade-Erzählung der ἱερὸς λόγος des Ladeheiligtums von Jerusalem S. 38). Auch die methodologisch richtige und wichtige Erkenntnis wird ausgesprochen, die ich in meinem Aufsatz über „Die kleinste literarische Einheit in den Erzählungsbüchern des AT"[1] so formuliert habe: „Die Grenzen einer selbständigen Erzählungseinheit sind so weit zu stecken, wie der Horizont der jeweiligen Erzählung reicht. Reicht dieser über eine „Einzel-Erzählung" hinaus und sind ihre nach rückwärts und nach vorwärts weisenden Elemente integrierender Bestandteil von ihr, so ist sie keine selbständige literarische Einheit, sondern Teil einer größeren". Was R. auf S. 83 und 101f. ausführt, stimmt ganz mit dem eben zitierten Satz überein. Hier wird er also dem Tatbestand eher gerecht als andere, die das Vorhandensein so großer Zusammenhänge wie die „Thronfolgegeschichte" leugnen und sie in mehrere Einzel-Erzählungen oder Einzel-Novellen zerlegen; R. nennt da neben Greßmann auch Caspari. Aber R. handelt dann, wie noch zu zeigen sein wird, in der Abgrenzung der literarischen Einheiten doch nicht nach jenen Grundsätzen, indem auch er den in dem eben genannten Aufsatz erörterten Fehler begeht und die literarische Einheit mit der stofflichen Einheit verwechselt. So vermag ich bei aller Anerkennung mancher Einzelheiten R. in dem, was er als seine Hauptthesen vorträgt, nicht zu folgen: Weder seine Unterquellen (Lade-Erzählung, Nathan-Weissagung, Ammoniterkriegs-Bericht) noch das von ihm herausgeschälte Gesamtwerk von der Thronnachfolge Davids sind literarische Einheiten, die einmal selbständig existiert hätten.

Bei der Lade-Erzählung fällt auf, daß er zwar die Frage, ob nicht 2. Sam. 7, 1—7 ihre Fortsetzung sei, erörtert, nicht aber die andere nach dem Verhältnis von 1. Sam. 4—6 mit der Nachricht vom Verlust der Lade und dem Tode der Eli-Söhne Hophni und Pinehas und des Eli selbst zu K. 1—3, die von Lade, Eli und Eli-Söhnen handeln, und zwar so, daß man etwas wie K. 4 als die notwendige Fortsetzung erwarten muß, wie auch umgekehrt K. 4 auf etwas wie K. 1—3 zurückweist. Der Satz auf S. 35: 4, 1b—3 „enthält alles zur Entwicklung der ganzen Erzählung Wissensnotwendige und weist mit keinem Wort auf früher Erwähntes zurück" sticht merkwürdig ab von dem S. 84f. geführten Nachweis von der Zusammengehörigkeit nicht nur der Kapitel 2. Sam. 13. 14 mit 15—20, sondern auch von 2. Sam. 9 mit K. 13—20 und 1. Reg. 1. 2. Wie dort dem Ganzen ein einheitlicher Plan zugrunde liegt, der seine Entstehung „nicht der Arbeit geschäftiger Redaktorenhände verdankt", so auch hier bei 1. Sam. 1—4; und wie dort für Meribaal und Ziba verlangt wird, daß sie eingeführt gewesen sein müßten, so wäre das auch dem Eli und seinen Söhnen billig gewesen. — Von einer Kritik der Analyse der Nathan-Weissagung sehe ich ab, da sie sehr ins Einzelne gehen müßte. Zudem ist diese Analyse in ihrer mehr gekünstelten als scharfsinnigen Art zweifellos die schwächste Partie des R.schen Buches. — Bei 2. Sam. 10—12 ist zwar zuzugeben und auch allgemein anerkannt, daß die Bathseba-Geschichte 11, 2—12, 25 herausgehoben werden kann, und daß die dann übrig bleibenden Teile 10, 1—11, 1; 12, 26—31 eine in sich verständliche Erzählung bilden. Aber R.s Annahme, 10, 1—6a stammten von dem Verf. der eigentlichen Thronfolgegeschichte und hätten den Anfang des selbständigen Kriegsberichts verdrängt, ist ganz unwahrscheinlich. Denn v. 6bff. müssen jedenfalls etwas wie v. 1—6a vor sich gehabt haben, und andererseits enthalten diese Verse nichts, was sich aus der Tendenz der Thronfolge-Geschichte erklären ließe. Die von R. angeführten stilistischen Argumente aber reichen hier ebensowenig wie sonst zum Beweise aus; darüber ist nachher noch ein Wort zu sagen.

Was sodann die Thronfolge-Geschichte selbst angeht, so stimmt R. darin mit der communis opinio überein, daß er 2. Sam. 13—20 und 1. Reg. 1.2 demselben Verf. zuschreibt und annimmt, daß dessen Werk auch über K. 13 hinaus nach vorn reiche und Teile von K. 1—12 einschließe. Das ist auch meine Meinung. Aber der Art, wie R. den genaueren Anfang dieses Erzählungswerkes ansetzt, vermag ich nicht beizupflichten. Die Herausnahme von 2. Sam. 6, 16. 20b—23 und ihre Zuweisung an den Verf. der Thronfolgegeschichte ist ein einfacher Machtspruch. Statt der Argumentation (S.105), daß diese Verse in eine Heiligtums-Legende nicht paßten, wäre zu sagen gewesen, daß die Erzählung, mag ihr dem Stoffe nach immerhin ein ἱερὸς λόγος zugrunde liegen, eben keine Heiligtums-Legende ist. Zudem ist es gar nicht an dem, daß in jenen Versen auf der Mitteilung von Michals Unfruchtbarkeit und ihrer Unfähigkeit, die Mutter des Thronnachfolgers zu werden, irgendwelcher Nachdruck läge. Vielmehr wird dieser Gedanke nicht einmal angedeutet. Damit bricht nicht nur die These zusammen, daß der Verf. der eigentlichen Thron-

1) Theologische Blätter 1927, Sp. 333—337 (Vortrag, gehalten auf dem Alttestamentler-Kongreß in Oxford am 28. Sept. 1927; ins Englische übersetzt von T. H. Robinson in Old Testament Essays, London 1927, S. 85—93).

folge-Geschichte die bis dahin selbständige Lade-Erzählung benutzt habe, um in sie den Anfang seiner eigenen Darstellung einzuschieben, sondern auch die andere, daß er dann eine ihm vorliegende Nathan-Weissagung als positives Gegenstück habe folgen lassen; ebenso wird der auch sonst bestreitbaren Datierung dieser beiden Unterquellen (Zeit Davids oder Salomos) ein Hauptargument entzogen. Andererseits verkennt R., daß seine Thronfolge-Quelle durch feste Brücken mit anderen Erzählungen verbunden ist, die er aus jenem Werk ausscheidet. S. 100 und 102 wird zwar die Zusammengehörigkeit von 1. Reg. 1. 2 mit 2. Sam. 13—20 ganz richtig auch damit begründet, daß von der 1. Reg. 2, 32 berührten Ermordung Amasas durch Joab vorher die Rede gewesen sein müsse, und daß 2. Sam. 20, 10 diesen Mord erzählt. Daß aber die ebenfalls 1. Reg. 2, 32 erwähnte Ermordung Abners durch Joab dann auch 2. Sam. 3, 27 und Umgebung als Teil jenes größeren Werkes ausweist, wird nicht anerkannt. Weiter setzt die Frage Davids 2. Sam. 9, 3, ob noch einer vom Hause Sauls übrig sei, entweder die Erzählung 1. Sam. 31—2. Sam. 4 oder vielleicht eher die von 2. Sam. 21, 1—14 voraus, in der dann v. 7 als ein bei der Verrückung der Erzählung von ihrem Platze vor K. 9 nötig gewordener sekundärer Einsatz betrachtet werden müßte. Auch der Fluch Simeis, der von Davids Blutschuld am Hause Sauls spricht (2. Sam. 16, 7f.), schlägt eine Brücke zu den Anfangs-Kapiteln des Buches oder vielleicht auch zu K. 21. Wie der Anfang so ist auch das Ende der Thronfolge-Geschichte willkürlich bestimmt. 1. Reg. 2, 46b ist nicht ein guter Abschluß (so S. 84), sondern vielmehr Vordersatz zum folgenden: „und als die Herrschaft in Salomos Hand fest geworden war, [47] verschwägerte er sich usw.". Sehr wahrscheinlich ist auch der von R. als Parallele angeführte Vers 2. Sam. 5, 10 — nach ihm das Ende der Ebjathar-Quelle (S. 8, 128) — nicht Abschluß, sondern ebenfalls Vordersatz.

Zwei Gründe sind — scheint mir — schuld daran, daß R. trotz zutreffender grundsätzlicher Einsichten doch in der Abgrenzung seiner Quellen fehlgeht. Zunächst geht er nicht vom Ganzen aus, sucht nicht die Frage zu beantworten, wie sich die heutige Gestalt unseres Samuelis-Buches erkläre, sondern er beschränkt seinen Blick von vornherein auf einen Teil, der ihm eine Einheit zu sein scheint, notabene aus sachlichen Gesichtspunkten, nicht etwa aus literarischen und stilistischen; denn die Frage nach dem Thema einer Schrift ist ein sachlicher Gesichtspunkt. Diese durch eine historisch-politische Fragestellung bedingte Beschränkung der literarischen Untersuchung auf einen Teil der Samuelisbücher ist schon bedenklich. Denn dieser Teil ist so eng mit seiner Umgebung verwachsen, daß das Suchen nach seinen einzelnen Elementen mit einer Prüfung auch ihrer Umgebung verbunden sein muß. Das Ergebnis der Untersuchung des Ganzen ist sozusagen die Gegenprobe auf das am Teil gewonnene Resultat, eine Gegenprobe, die bei der Vieldeutigkeit der Einzelerscheinungen nicht entbehrt werden kann. Die Beschränkung des Blickes auf einen Teil wird aber geradezu gefährlich, wenn sich mit ihr der Anspruch auf Urteile über das Ganze verbindet. Das ist hier der Fall. Wenn R. am Anfang und am Ende seiner Arbeit den Stab bricht nicht nur über die These, daß in den Samuelisbüchern die Hexateuch-Quellen J und E weiter liefen, sondern auch über die Annahme von dem Vorhandensein durchlaufender Erzählungsfäden überhaupt, so ist er zu solchen Verdikten von seiner Teiluntersuchung aus ganz und gar nicht berechtigt.

Der zweite Grund ist der folgende: R. postuliert für ein Erzählungswerk einheitlichen Stil und läßt die Grenzen der literarischen Einheit zusammenfallen mit den Grenzen der Identität des Stils. Freilich durchlöchert er diesen Grundsatz alsbald durch die Annahme, daß der Verf. der eigentlichen, an Identität des Stils erkennbaren, Thronfolge-Geschichte Unterquellen anderen Stils in sein Werk aufgenommen habe. Nichtsdestoweniger spielen stilistische Argumente in seiner Beweisführung eine große Rolle. Dabei fällt auch die Aussage (S. 138), daß die hexateuchischen J und E nicht bloße Sammler wären, und das soll nach dem Zusammenhang der Äußerung bedeuten, daß sie stilistisch einheitlich wären. Es wird also zu prüfen sein, ob R.s Voraussetzungen zutreffen.

Da ist zum Allgemeinen zunächst dies zu sagen: R. preist am Anfang seines Buches den Stil als des Menschen eigenste Schöpfung und verkündet, daß die Beachtung des Stils die einzelnen Quellen und die hinter ihnen stehenden Menschen sicherer und deutlicher erkennen lasse als jedes andere Kriterium: „Scharf heben sich dann die einzelnen Quellen gegeneinander ab. Wir haben es in der Verfasserfrage nicht mehr mit blutleeren Schemen zu tun, sondern mit Menschen von Fleisch und Blut, mit lebendigen Persönlichkeiten". Die Erwiderung darauf überlasse ich einem Manne, dem auch R. die Befähigung zur Beurteilung von Stilfragen zuerkennt, Eduard Norden. In seinem Buch „Die antike Kunstprosa"[1] sagt er: „Welchen

1) I. Band, 3. Abdruck 1915, S. 11f. Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich H. M. Wiener, Journal of the Palestine Oriental Society, VII, 1927, S. 137.

Einfluß hatte im Altertum die Individualität des Schriftstellers auf seinen Stil oder mit anderen Worten, wie weit gilt auch für jene Zeit Buffons Ausspruch: le style est l'homme même? . . . Ein und derselbe Schriftsteller konnte nebeneinander in ganz verschiedenen Stilarten schreiben . . . Der Stil war im Altertum nicht der Mensch selbst, sondern ein Gewand, das er nach Belieben wechseln konnte". Bei einem Erzählungswerk wie R.s Thronfolge-Quelle kommt hinzu, daß es auch von Ereignissen handelt, die der Verf. keinesfalls miterlebt hat, für die er also auf Erzählungen anderer, und zwar sehr wahrscheinlich auf schriftlich fixierte, angewiesen war. Er hat sie vielleicht nur als Stoff benutzt, aber dennoch konnten sie mit ihrem Stil die Umformung durch den Verf. beeinflussen. Daß die von dem Autor eines größeren Erzählungswerkes benutzten Einzel-Erzählungen sich auch ihrem Stil nach in dem größeren Ganzen noch bemerkbar machen und ihm den Anschein von Uneinheitlichkeit geben, ist auch sonst zu beobachten, vor allem in den von R. für das Gegenteil angeführten Hexateuch-Quellen. Ich darf hier auf meine Ausführungen in der Hexateuch-Synopse verweisen (S. 5f.).

Auch aus der Art, wie R. die stilkritische Methode handhabt, läßt sich zeigen, daß sie bei weitem nicht zu leisten vermag, was ihr zugetraut wird. Daß es ein sachliches Moment ist, das R. zu der Suche nach der Thronfolge-Quelle veranlaßt hat, ist schon gesagt. So stellt er denn auch im Gange der Untersuchung stilkritische Argumente gelegentlich hinter sachliche Gründe zurück. Wo er aber mit stilkritischen arbeitet, haben sie häufig keine Durchschlagskraft. So gilt vieles von dem, was R. S. 29f. über den Stil der Lade-Erzählung sagt, von der hebräischen Erzählung überhaupt, vermag also nicht die Heraushebung der Lade-Erzählung als einer besonderen Quelle zu rechtfertigen. Ja, sein Bestreben, stilistische Unterschiede zwischen den von ihm angenommenen Quellen herauszufinden, verführt ihn auch zu offensichtlichen Fehlern. Wenn er S. 117 den Stil-Unterschied zwischen der Lade-Erzählung und der Thronfolge-Geschichte so kennzeichnet: „Hier handelt das Volk, die Masse, in der Thronfolge-Geschichte ist es der Einzelne. Dort sind es die Philister, die Ältesten Israels, die Bewohner von Asdod usw. — hier der איש יהודה, der איש ישראל", so ist das einfach falsch. Denn das איש ישראל, איש יהודה in 2. Sam. 19, 44 ist natürlich kollektivistisch gemeint, wie es denn in v. 42 auch mit dem Plural konstruiert ist. — Kurz: Wenn ich OLZ 1927 Casparis Stilkritik als stark subjektiv bedingt bezeichnet habe, so trifft das auch auf R.s stilkritische Erörterungen, soweit sie der Quellenscheidung zugrunde gelegt werden, zu.

Bei alle dem kann der R.sche Versuch doch den Anlaß geben zu einer Besinnung über die an den Samuelisbüchern zu leistende literarische Aufgabe. R. sagt der von ihm abgelehnten Forschungsart, wie sie etwa Budde in seinem Kommentar zu den Samuelisbüchern (1902) vertritt, nach, daß sie bei ihrem Bemühen, durchlaufende Erzählungsquellen aufzuzeigen, das Vorhandensein von „Unterquellen" mit apodiktischer Schärfe ablehne. Das trifft doch so nicht zu. Budde sagt ausdrücklich (S. XVII), daß die Verfasser der beiden Hauptquellen „ihre Erzählungen nicht aus der Luft gegriffen hätten. Sie sind selbstverständlich wiederum ihren Quellen gefolgt, und darunter können und werden auch schriftliche gewesen sein". Nur meint er, daß wir keine Handhaben hätten, diese Unterquellen zu ermitteln und ihre Herkunft zu bestimmen. Diesen Skeptizismus teile ich nicht, bin vielmehr der Meinung, daß die Suche nach den „Quellen der Quellen" doch auch in den Samuelisbüchern hier und da Erfolg verspricht. Von Stücken wie Davids Klage um Saul und Jonathan (2. Sam. 1), wie der Liste der Beamten Davids (2. Sam. 8, 16—18. 20, 23—26) und den Zusammenstellungen von Helden Davids und ihren Taten in 2. Sam. 21 und 23 ist anzunehmen, daß sie auch ihrer Form nach von den etwa anzunehmenden Autoren größerer Zusammenhänge so vorgefunden worden sind, wie wir sie haben. Bei Stücken wie der Erzählung von der Lade, die fest mit dem Zusammenhang verwoben ist, trifft das schwerlich zu. Dennoch kann die Frage, in welcher Form diese Erzählung dem Autor des größeren Zusammenhanges vorgelegen habe, die dann etwa zu der Vermutung führt, es handle sich um den ἱερὸς λόγος des Lade-Heiligtums von Jerusalem, ergiebig sein. Aber Vorsicht ist jedenfalls von Nöten, und Buddes Urteil über damals gemachte Versuche, Unterquellen zu bestimmen, behält auch heute noch seine Bedeutung, gerade im Hinblick auf R.s eigenen Versuch: „Die positiven Versuche, die in dieser Richtung vorliegen, sind kühne Griffe rein subjektiver Art, die einen gewissen Wert haben mögen, insofern sie festlegen, was erwünscht, vielleicht möglich wäre, aber nicht, was wirklich und nachweisbar ist." Wenn heute viele anders denken, so liegt das daran, daß inzwischen nicht nur die nach Einzel-Erzählungen suchende märchen- und sagenvergleichende Forschung auch in das Gebiet der alttestamentlichen Forschung eingebrochen ist, sondern vor allem auch die archäologische Auf-

deckung von Dokumenten des antiken Lebens, von Staatsverträgen, offiziellen Schlachtberichten und dergleichen. Zweifellos bedeutet das eine Bereicherung und Vertiefung der Erkenntnis. Man braucht nur an die Arbeiten Hermann Gunkels einerseits und Albrecht Alts andererseits zu denken. Aber diese Bereicherung und Vertiefung hat doch auch einen Verlust zur Folge gehabt, der sich hier und da schon bei den genannten selbst bemerkbar macht, in viel höherem Grade bei ihren Schülern, den Verlust, daß der Blick für die besondere Art der uns im AT vorliegende Erzählungs-Literatur unscharf geworden ist, und damit auch die zu ihrer Bearbeitung nötigen Instrumente, weil nicht ständig gepflegt, rostig geworden sind. Die Erzählungsbücher des AT sind nicht eine lose Sammlung einzelner Sagen und Märchen, und sie sind ebensowenig ein Corpus offizieller Verträge, Berichte und Listen, sondern sie sind Literatur, bald mehr schöngeistiger, bald mehr gelehrter Art. Die Äußerungen des gelebten Lebens, volkstümliche Erzählungen hier und offizielle Dokumente dort, liegen des öfteren zugrunde und sind gelegentlich auch erkennbar, aber sie sind schriftstellerischen Plänen oder besser religiös-theologisch-geschichtsphilosophischen Konzeptionen dienstbar gemacht und wollen in erster Linie als Glieder solch eines größeren Ganzen verstanden sein.

Es ist höchste Zeit, daß die am AT und an seinen Erzählungs-Büchern Arbeitenden sich über diese Dinge einmal Rechenschaft geben, damit es aufhört, daß die verschiedenen Gruppen von Forschern, von denen jede Richtiges sieht, aneinander vorbeireden. Der durch das Aufkommen der literaturvergleichenden und der archäologischen Methoden eingetretene Umschwung ist rückhaltlos anzuerkennen. Das sollte — eine nicht unwichtige Kleinigkeit! — zur Folge haben, daß man J und E und die etwa in den übrigen Geschichtsbüchern erkennbaren größeren Zusammenhänge nicht mehr „Quellen" nennt, sondern etwa „Erzählungswerke", den Namen „Quellen" aber für die kleinsten, wenn auch meistens nur dem Stoff nach erkennbaren, Einheiten vorbehält. Andererseits muß die jetzt Mode gewordene überlegene Beiseiteschiebung der Annahme des Vorhandenseins solch größerer Erzählungswerke einer gerechteren und besonneneren Würdigung der auf diese Annahme hinführenden Tatbestände Platz machen. Vor allem sollte man nicht so tun, als ob es den Vertretern dieser Annahme in erster Linie darauf ankäme, in den größeren Zusammenhängen der späteren Geschichtsbücher die Hexateuch-Quellen wieder zu finden. Vielmehr handelt es sich zunächst um das Verständnis des Aufbaus der einzelnen Bücher, also etwa der Samuelisbücher selbst. Die Frage, ob die hier gefundenen Erzählungs-Fäden die Fortsetzung von Erzählungs-Fäden in früheren und die Vorbereitung von solchen in späteren Büchern sind, taucht erst da auf, wo ein Faden deutlich über das einzelne Buch hinausweist, wie das ja selbst für R.s Thronfolge-Geschichte zutrifft.

Es ist nun noch ein Wort über die Textkritik an den Samuelis-Büchern zu sagen. In R.s Buch spielt sie eine ganz geringe Rolle. Eine um so größere in meinem Briefwechsel mit Caspari. Dieser beschränkt sich geradezu auf Textkritisches; freilich ist damit doch auch das Literarkritische berührt, da das eben die zwischen ihm und mir strittige Frage ist, ob die betreffenden Rätsel text- oder literarkritisch aufzulösen sind.

C. legt zunächst Wert auf die Feststellung, daß er im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger August Klostermann, dessen Kommentar zu den Samuelis-Büchern ich OLZ 1927 dem seinigen an die Seite gestellt hatte, der lectio brevior den Vorzug gebe, also etwa das Plus des MT über LXX im allgemeinen als spätere Wucherung ausscheide, während Klostermann umgekehrt meistens die lectio amplior als die ursprüngliche oder wenigstens bessere Lesart aufgenommen habe. Diesen Unterschied zwischen C. und Klostermann erkenne ich gern an, aber das bleibt darum doch bestehen, daß beide in der Textherstellung ihre ganz besonderen Wege gehen, der eine so, der andere anders. — Sodann weist C. meinem Urteil, daß von dem textkritischen Material, das er bringt, vieles zwar für die Textgeschichte bedeutsam sei, aber für den Urtext gar nichts besage, gegenüber auf die Absicht hin, die er mit den hier in Betracht kommenden Bemerkungen verfolgt habe. „Die einen stellen das Auftreten einer exegetischen Tradition fest, die ich benütze oder verwerfe. Die anderen prüfen einen Unterschuß an Überlieferung von Text daraufhin, ob er für die Herstellung des Textes verwendet werden darf, oder ob er die sekundären und episodischen Gründe erkennen läßt, die seine Beachtung verbieten." Nun deckt sich diese Aussage, soweit sie den negativen Zweck jener Bemerkungen angeht so ziemlich mit meinem Urteil, daß sie für die Textgeschichte jedenfalls bedeutsam sind. Im übrigen aber ist das eben die Frage, ob das reiche aus LXX und den anderen alten Übersetzungen mitgeteilte Material wirklich so viel zur Gewinnung des Urtextes oder der ältesten erreichbaren Textgestalt beizutragen vermag, daß sich seine ausführliche Behandlung in einem Kommentar lohnt. C. be-

jaht diese Frage. Insbesondere hält er die Berücksichtigung aller der Varianten für wichtig, die eine lectio brevior vertreten. Denn während sich die lectiones ampliores im allgemeinen leicht als Wucherungen am Text erklären ließen, seien die Gründe für die lectiones breviores meistens undurchsichtig; bei ihnen sei also die Vermutung, daß sie den Urtext darstellten, nicht unberechtigt, und eben darum verdienten sie eine so gründliche methodische Berücksichtigung. Diesem generellen Urteil über die Undurchsichtigkeit der lectiones breviores vermag ich mich nicht anzuschließen. Gewiß trifft es in manchen Fällen zu, und dann ist der kürzeren Lesart der Vorzug zu geben. Das habe ich auch OLZ 1927, Sp. 658 anerkannt. Aber andererseits habe ich dort auf eine Reihe von Fällen hingewiesen, in denen die Gründe einer in LXX eingetretenen Textverkürzung sehr wohl erkennbar sind. Wie strittig hier die Dinge sind, mag auch ein Satz aus R.s Buch noch lehren. R. beseitigt wie C. Unebenheiten und Überfüllungen in 1. Sam. 4—6; 2. Sam. 6 auf textkritischem Wege, sieht also die kürzere — hier freilich nicht bezeugte, sondern konjizierte — Lesart als die bessere an. Das tut sonst auch Greßmann. Aber bei der Lade-Erzählung muß R. doch zugeben, daß Greßmann größere Stücke des massoretischen Textes als Einträge aus einer Parallel-Erzählung betrachtet.

Als Motiv meines Widerspruches gegen seine Textbehandlung, d. h. in erster Linie gegen seine Bevorzugung der lectio brevior, vermutet C. die Tatsache, daß bei folgerichtiger Aufnahme der kürzeren Lesart eine Anzahl von Handhaben verloren gingen, die ich für die Durchführung meiner „Quellenscheidung" brauchte, indem dann viele Symptome von Doppelberichten in Wegfall kämen. Nun brauche ich mit C. über das mißverständliche Wort „Motiv" gewiß nicht zu rechten. Wie ich ihm, so gesteht er auch mir zu, daß meine These das Ergebnis einer unbefangenen Untersuchung des Tatbestandes ist. Die Frage ist einfach die, welche Hypothese das von niemandem bestrittene Vorliegen von uneinheitlichen und überfüllten Stücken am besten zu erklären vermag, die Annahme von Textwucherungen oder die von Additionen fragmentarischer Parallel-Berichte. Welche Hypothese, sage ich. Denn auch die Annahme von Textwucherungen ist eine solche. Wirklich bezeugte lectiones breviores sind in den Fällen, auf die es ankommt, meistens nicht vorhanden. Hier muß dann die konjekturale Streichung helfen, wie ich das auch schon OLZ 1927, Sp. 657 gesagt habe. Eben weil diese Hypothese sich scheinbar auf die äußere Bezeugung berufen kann und damit der anderen gegenüber zunächst den Eindruck größerer Objektivität macht, ist eine ganz klare Herausstellung dieses Tatbestandes so wichtig.

Schließlich darf noch darauf hingewiesen werden, daß gerade in den Samuelis-Büchern die Annahme von zwei oder drei parallel laufenden Erzählungs-Fäden — mögen sie nun nur in Teilen der Bücher zu beobachten sein oder die beiden Bücher von Anfang bis zu Ende durchziehen oder sich gar über sie hinaus erstrecken — gar nicht in erster Linie auf der Anerkennung von Stücken als Additionen von Parallel-Berichten beruht. Vielmehr ist hier die Hauptstütze jener Annahme das nicht zu bestreitende Vorhandensein intakt neben einander stehender paralleler Erzählungen und Erzählungs-Gruppen. Ich erinnere nur an 1. Sam. 7; 8; 10, 17—20; 23 einerseits, 9; 10, 1—16; 26 andererseits. Im übrigen darf ich noch einmal auf meinen Aufsatz in den Theologischen Blättern verweisen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß ich auf diese Dinge bald ausführlicher zurückkommen kann[1].

Weiteres zu den altosmanischen Korankommentaren.

Von Joseph Schacht.

Im folgenden gebe ich eine Nachlese zu meinem Aufsatz „Zwei altosmanische Korankommentare" (Bd. 30 [1927], 747ff.) aus Kairiner Bibliotheken, und zwar der Ägyptischen Bibliothek (*dār al-kutub al-miṣrīja*, der früheren Khedivialbibliothek) und der Privatbibliothek von Nūreddīn Bey Muṣṭafā (vergl. über ihn z. B. Wittek, oben Sp. 173). Nur zum Zwecke der Verzahnung und ohne der mit Spannung erwarteten Katalogisierung durch J. H. Mordtmann irgendwie vorgreifen zu wollen, ziehe ich auch einige seit Pertsch erworbene Handschriften der Preußischen Staatsbibliothek heran.

Das Werk des al-Iznīqī, den انفس الجواهر, enthalten noch folgende Handschriften:

1. Berlin 4° 1472c: 155 Blatt von 854, ganz vokalisiert; am Anfang unvollständig,

1) A. Alt hat die Freundlichkeit gehabt, im Palästinajahrbuch 23 (1927), S. 16 meine noch ausstehende Arbeit „Die Komposition der Samuelisbücher" mit dem Erscheinungsjahr 1927 zu zitieren. Das erklärt sich daraus, daß ich Anfang 1927 in einem an seinen Institutsbericht für 1926 (a. a. O., S. 5—51), den er mir im Manuskript zugänglich gemacht hatte, anknüpfenden Briefwechsel mit ihm das baldige Erscheinen der Arbeit in Aussicht gestellt hatte. Inzwischen bin ich aber durch die Herausgabe von Baudissin's Kyrios-Werk und eigene Studien zur israelitischen und semitischen Religionsgeschichte so in Anspruch genommen worden, daß ich jene andere Arbeit zurückstellen mußte.

setzt in der Erklärung von Sūre 3, 15 ein, schließt mit dem Ende von Sūre 5.

2. Berlin 4° 1472 a. b: zwei zusammengehörige Bände von 329 und 297 Blatt von 1140; Sūre 6, 1 bis 18, 25 und Sūre 18, 26 bis 35, Ende umfassend.

3. Äg. Bibl. *tafsīr turkī* 3م: schöne, große Handschrift von angeblich 749 Blatt mit schönem, zierlichem, unvokalisiertem Nesḫī von 1164; schön verziert, besonders an den Sūrentiteln und auf den Schauseiten, reiche Goldleisten, recht schöner Einband; keine Widmung; enthält das ganze Werk in einem einzigen Bande.

4. Ebd. 4م: große Handschrift von 492 Blatt mit kleinerem, deutlichem, unvokalisiertem Nesḫī von 1164; die wenigen Verzierungen nicht geschmackvoll; keine Widmung; keine Unterabteilungen; am Anfang ein Sūren- und *ǧuz'*-Verzeichnis; Text nicht besonders gut.

5. Ebd. 5م: zwei zusammengehörige, große Bände von angeblich 375 und 373 Blatt mit kleinerem, deutlichem, unvokalisiertem Nesḫī von 1178; keine Widmung; rein mechanisch in zwei Bände zerlegt, doch so, daß gleich auf der ersten Seite des zweiten Bandes die Erklärung von Sūre 18 beginnt.

6. Ebd. 25: schöne, große Handschrift von 327 Blatt mit kleinem, zierlichem, deutlichem, unvokalisiertem Nesḫī; keine Widmung; auf Blatt 197 endet der erste Teil mit der Erklärung von Sūre 18, der zweite, der mit jenem wohl von vornherein in einem Bande stehen sollte, beginnt mit der von Sūre 19.

7. Ebd. 17: größere Handschrift von 330 Blatt mit schönem, großem, vokalisiertem, älterem Nesḫī, das nach dem Ende zu kleiner wird; vom Anfang bis zum Ende von Sūre 5 reichend; diese Handschrift bietet als einzige mir bekannte ganz am Anfang auf 14 Seiten ein altosmanisches Gedicht in bemerkenswerter Sprache (z. B. دق neben دخی) über den Preis Allahs, des Propheten, seiner Genossen und schließlich در بیان سبب ترجمهٔ کتاب (dieser Abschnitt, der aber nichts besonderes enthält, ist 4½ Seiten lang).

8. Ebd. 6م: größere Handschrift von angeblich 152 Blatt mit kleinerem, zierlichem, stark vokalisiertem Nesḫī; vom Anfang bis Sūre 7, 142 reichend; abgesehen von der Einleitung und der Erklärung von Sūre 1 steht der Kommentar mit abgekürztem Korantext auf dem breiten Rande, der vollständige Korantext mit bemerkenswerter altosmanischer Interlinearübersetzung im Mittelfelde[1].

1) Vgl. die Handschrift Jyldyz 141 (Nr. 15 meines früheren Aufsatzes).

9. Berlin 2° 3371: Handschrift von 148 Blatt, unvokalisiert; den Kommentar zu Sūre 1 und 2 enthaltend, von zweiter Hand durch Hinzufügung der Schlußzeilen künstlich zum Abschluß gebracht.

Unter diesen Handschriften bezeichnen sich nur Nr. 1 und 7 selbst als Werk des al-Iznīqī.

Das Werk des ibn ʿArabšāh ist mir sonst nicht begegnet.

Die جواهر الاصداف liegen noch vor:

1. Berlin 4° 1364: schöne, ganz vokalisierte Handschrift von 357 Blatt, Korantext rot.

2. Nūreddīn *tafsīr* 160 (369): schöne, ganz vokalisierte Handschrift größeren Formats von 322 Blatt, nicht ganz jung, Korantext rot; schöner Einband; vom Anfang bis zum Ende von Sūre 18 reichend; Blatt 1 beschnitten und auf ein anderes Blatt aufgezogen; beginnt ohne Basmala mit der Erklärung von Sūre 1.

Auch dieses Werk[1] verdient wegen seiner interessanten Sprache (z. B. معلم = بِلَرْنَجه) dringend eine Bearbeitung.

Für die المواكب des Ismāʿīl Farruḫ Effendi, die 1246 verfaßte Übersetzung des persischen Korankommentars المواهب von Ḥusain ibn ʿAlī al-Kāšifī al-Wāʿiẓ, sind weitere Zeugen:

1. Äg. Bibl. ebd. 13م: große Handschrift von 376 Blatt mit kleiner, zierlicher, unvokalisierter Schrift von 1252, Korantext rot überstrichen; vorn *ǧuz'*- und Sūren-Index.

2. Ebd. 2م: vier Bände großen Formats von angeblich 123, 147, 120, 169 Blatt mit größerem Taʿlīq von 1286; Korantext rot.

In den beiden Drucken dieses Werkes, dem zweibändigen Konstantinopel, Amire, 1286, sowie dem im früheren Aufsatz angeführten vierbändigen am Rande des Tibjān, sind die einzelnen Erklärungen hinter je einem Verse zu einer Gesamterläuterung zusammengestellt.

Derselbe Kommentar des al-Kāšifī ist aber schon früher in das Türkische übersetzt worden, nämlich 1004 von ابو الفضل محمود بن ادریس ابن حسام الدین علی بن الحاج حسین بن الشیخ مجدالدین البدلیسی. Diese Übersetzung liegt vor:

Äg. Bibl. ebd. 1م: großer Band von angeblich 517 Blatt mit mittelgroßem, unpunktiertem, bisweilen etwas flüchtigem Nesḫī von 1234; der Anfang der Erklärung von Sūre 114 lautet hier: ایت صغنورم آدمیلرك پروردکارنه آدمیلرك پادشاهند ناسك معبودنه وسوسه ایدیجنك شرّندن.

1) Die Handschrift Tornberg (Upsala) Nr. 389 enthält es aber nicht.

كزلو اوليمجى خدايى ذكر اتدكلرى وقتده شيطانك عادتى اولدركه ...

Ein anderer persischer Korankommentar, der des يعقوب چرخى, hat 1082 auf Veranlassung des Wezirs Ibrāhīm Paša durch احمد ابن عبدالله الناصح eine Übersetzung in das Türkische gefunden. Da die Erläuterungen wieder ganz kurz sind, kommt fast eine Koranübersetzung zustande. Handschriften sind folgende:

1. Äg. Bibl. ebd. 11م: größere Handschrift von 1103, Korantext rot; scheint textlich der folgenden Handschrift nahezustehen (beide haben am Schluß ein — in der vorliegenden Gestalt falsches — Chronogramm).

2. Ebd. 8م: schöne, größere, dicke Handschrift mit kleinerem, zierlichem, unvokalisiertem Nesḫī von 1120; Korantext rot; recht schöner Einband; am Anfang *ǧuz'*- und Sūren-Verzeichnis.

3. Ebd. 9م: ähnliche, undatierte Handschrift; Korantext rot überstrichen; am Anfang Sūrenindex; scheint textlich der folgenden Handschrift nahezustehen.

4. Ebd. 10م: ähnliche, undatierte Handschrift; ehemals recht schöner Einband.

Ein altosmanisches Originalwerk dagegen — wenigstens nach dem, was der Verfasser sagt — ist der لبّ التفاسير فى معرفة اسباب النزول والتفسير von السيد محمد لبّى حافظ الكتب السلطانى, dem Sultan Maḥmūd I. gewidmet. Er liegt vor:

Äg. Bibl. ebd. 12م: große Handschrift von 510 Blatt von 1166 mit reichem Goldschmuck, Korantext mit Gold überstrichen, bemerkenswerter Einband; vorn Sūrenindex.

Die Erklärungen dieses Werkes sind nicht lang, gleiten aber doch nicht in den Charakter einer bloßen Übersetzung hinüber.

Zum Schluß möchte ich noch auf die Notiz von J. Deny, Journ. As. 1926, 185ff. über den Kommentar des al-Iznīqī hinweisen.

Besprechungen.

Auf rauhem Wege. Jugenderinnerungen eines deutschen Professors. Gießen: A. Töpelmann 1927. (IV, 215 S.) 8°. RM. 5 —; geb. 7 —. Bespr. von H. H. Schaeder, Königsberg i. Pr.

Obwohl dies Buch nicht unmittelbar wissenschaftlichen Inhalts ist, wird ein Hinweis darauf in der OLZ am Platz sein. Denn wenn auch der Verfasser sich nicht nennt, ist es doch von der ersten Seite an deutlich, daß einer der angesehensten deutschen Semitisten zu uns spricht. Seine Jugenderinnerungen gliedern sich in drei Abschnitte: Kindheit und beginnendes Talmud-Studium des Sohnes einer begüterten jüdischen Familie, in einer polnischen Kleinstadt während der siebziger Jahre, bis zur Flucht des Vierzehnjährigen nach Deutschland, da ihm zu Hause eine geistige Ausbildung nach westeuropäischer Art verwehrt wird, die drei Jahre der Vorbereitung auf die höhere Schule in Posen und Berlin, und die vier Jahre des Gymnasialbesuchs bis zum Abitur in Posen. Die ruhige und phrasenlose Schilderung eines Entwicklungsganges, der kein andres Ziel hat, als der Wissenschaft produktiv zu dienen, der für dies Ideal selbst die Trennung von Heimat und Familie in den Kauf nimmt, muß den Leser mit Respekt erfüllen.

Daneben enthält das Buch eine Menge kennenswerter und interessanter Detailschilderungen aus der ostjüdischen Kleinstadt, zumal aus ihrem geistigen Leben. Daraus tritt die verhältnismäßige Armut dieses Lebens an eigentlich religiösen und geistigen Gehalten und daneben das Überwuchern magischer Vorstellungen und Praktiken auffallend hervor. Die Darstellung des Talmud-Studiums zeigt ein Stück unverfälscht orientalischer Unterrichtsweise in ihrem unüberbrückbaren Gegensatz zur westeuropäischen Erziehung. Da der Verfasser an vielen Stellen folkloristische und religionsgeschichtliche Ableitungen einzelner Erscheinungen anführt, so wird sein Buch, so anspruchslos es sich auch gibt, weit über ostjüdische Milieuschilderungen, wie man sie sonst liest, hinausgehoben. Es sei hingewiesen auf die Bemerkungen über das Bibelstudium (S. 15), über das Nachleben antiker Bräuche im Ritual der Passah-Feier (S. 42f.), über verschiedene abergläubische Vorstellungen und Vorkehrungen (S. 75ff.), über das Verhältnis von Außen- und Binnenmoral (S. 94f.). Zur Erklärung der ekstatisch-mystischen Strömungen im Ostjudentum wird S. 84f. folgende bemerkenswerte Vermutung geäußert: „Die Frage, warum eine ekstatische Richtung der Religion gerade in diesen Gegenden bei den Juden einen solchen Erfolg hatte, hängt mit der Frage zusammen, woher überhaupt die großen Massen von Juden im südöstlichen Europa herkommen. Von den im Mittelalter aus Deutschland in die slavischen Länder eingewanderten Juden können die Millionen nicht herkommen. Der deutsche Dialekt, den sie sprechen, weist auf ein ziemlich beschränktes Gebiet südlich vom Main hin, da wo die Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg herrschen. Es scheint vielmehr, daß große Massen der einheimischen Bevölkerung dort in früher Zeit das Judentum angenommen haben. ... Unter den Völkern des südöstlichen Europa war aber von jeher eine Neigung zur religiösen Schwärmerei vorhanden, und sie ist ja auch

von dort aus in die griechische Welt gedrungen." Zur Veranschaulichung der geistigen Nahrung, mit der die Phantasie des heranwachsenden Talmudisten gespeist wird, sind die talmudischen Erzählungen von den Kriegen mit den Römern in Übersetzung beigegeben.

Der zweite und dritte Teil des Buches bietet mehr biographisches Interesse. Den Orientalisten fesselt es, die erwachende Neigung des Verfassers zur Semitistik zu verfolgen, die sich in dem Augenblick herausstellt, da ihm die Mescha-Inschrift bekannt wird, und die ihn dann in klarer Konsequenz zum Phönizischen, Syrischen, Arabischen und Akkadischen weiterführt, so daß er bereits mit einer deutlichen wissenschaftlichen Zielsetzung zur Universität übergeht. Es ist zu hoffen, daß dem Buche, das eine bildungsgeschichtliche Urkunde von nicht geringer Bedeutung darstellt, ein Erfolg beschieden sein möchte, der das Erscheinen einer Fortsetzung ermöglicht.

Leroy, Olivier: La Raison primitive. Essai de réfutation de la théorie du prélogisme. Paris: Paul Geuthner 1927. (316 S., 23 Abb. auf 15 Taf.) gr. 8°. 60 Fr. Bespr. von H. Leisegang, Leipzig.

Das umfangreiche, gut ausgestattete Buch enthält eine ausführliche und bis ins kleinste gehende Kritik der berühmten Werke Lévy-Bruhls: Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures, in Deutschland bekannt durch W. Jerusalems Übersetzung u. d. Titel: Das Denken der Naturvölker (1921, 2. Aufl. 1926), und: La mentalité primitive, deren Kenntnis hier vorausgesetzt werden muß. Lévy-Bruhls Leistung war keine eigentlich fachwissenschaftliche, sondern eine philosophische. Er hatte sich erlaubt, das Denken der Naturvölker als einen einheitlichen Komplex zu sehen und diesen auf seine psychologische und logische Struktur zu untersuchen. Das Ergebnis war überraschend und aufschlußreich. Der primitive Mensch mit seinem „praelogischen" Denken stand als greifbarer und verstehbarer Typus da, in sich geschlossen und in allen Zügen durchkonstruiert. Daß solche ins allgemeine gehende Forschung gegen den Geist der Fachwissenschaft verstößt und von ihr nicht anerkannt und nicht geduldet werden kann, ist bekannt. So fiel die Fachwissenschaft einst über Chamberlain her, als er den Germanen als Typus herausarbeitete. So geht es heute nicht besser Oswald Spengler mit seiner Typologie der Kulturen. So wurde einst Nietzsche, als er das Dionysische im Griechentum entdeckte und als Typus konstruierte, von Wilamowitz hingerichtet.

Man wird lebhaft an dieses Aufeinanderplatzen des jungen genialen Nietzsche und Wilamowitz' erinnert, wenn man die Hinrichtung Lévy-Bruhls durch Leroy liest. In der Einleitung findet sich eine ähnliche Warnung vor dem unwissenschaftlichen Kopf: „Man wird sagen, es war gar nicht nötig, ein Buch zu schreiben, um eine so hinfällige Theorie zu widerlegen. Man hätte sie nur absterben zu lassen brauchen. Das wäre richtig, wenn nicht das Talent und eine so hohe Stellung an der Universität dem Verfasser zu einer Beliebtheit verholfen hätten, die in keinem Verhältnis zum wahren Wert seiner These steht. Seine Bücher haben nicht nur in Frankreich mehrere Auflagen gehabt, man hat sie nicht nur im Ausland übersetzt, sondern man sieht auch andere wissenschaftliche Werke und sogar Unterrichtsbücher, in denen die Behauptungen (suppositions mit dem Nebensinn der wissentlich falschen Unterstellung) Herrn L.-B.s für entgültige Ergebnisse ausgegeben werden. Unter den Völkerkundlern allerdings macht man von ihm wenig Aufhebens, aber Philosophen, Studenten oder Professoren, könnten bei ihrem Mangel an unmittelbarer völkerkundlicher Bildung glauben, sie fänden in den Büchern Herrn L.-B.s eine treue Wiedergabe des geistigen Lebens der Wilden. Ihnen wollte ich zeigen, daß sie hiervon nur allzu oft nichts als ein Zerrbild (une image grimaçante) zu sehen bekommen." Leider gehöre ich nun zu den Philosophen ohne unmittelbare völkerkundliche Bildung und erlaube mir daher über das von Lévy-Bruhl und Leroy in reichster Fülle herbeigeschaffte Material und seinen Quellenwert keinerlei Urteil. In beiden Büchern handelt es sich ja aber gar nicht so sehr um dieses Material selbst, als um seine Deutung, und zwar seine philosophisch-psychologische Deutung, die einen Aufschluß über das Denken der Primitiven geben soll. Und hier muß ich allerdings als Philosophiehistoriker, der sich ständig mit der psychologischen Deutung und Auswertung von Texten zu beschäftigen hat, erklären, daß Lévy-Bruhl von der Psychologie und ihren modernsten Errungenschaften recht viel versteht, während Leroy in psychologischen Dingen von einer Ahnungslosigkeit ist, daß man von einem Staunen über soviel Naivität ins andere fällt. Daß Fachwissenschaftler sich um die Methoden und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Psychologie nicht kümmern, sondern mit ihrem gesunden Menschenverstand und einigen zufällig gemachten Erfahrungen auszukommen versuchen, wenn sie bei ihrer Arbeit auf psychologische Fragen stoßen, ist auch in Deutschland das Normale. Daß man aus dieser Not eine Tugend macht und verächtlich auf die Psycho-

logie herabsieht, ist auch eine bekannte Erscheinung. Daß man sich aber um die Psychologie auch dann nicht kümmert, wenn man ein fast rein psychologisches Werk in Grund und Boden kritisieren und öffentlich vernichten will, dazu gehört allerlei Mut und vor allem eine Methode, die möglichst um den Kern der Sache, um das Psychologische, herumgeht, den Gegner nicht im eigenen Lager aufsucht, sondern ihn von außen mit allerlei Mitteln und Kniffen matt zu setzen versucht.

Schält man aus Leroys dickem Buch den Grundgedanken heraus, so läßt er sich kurz folgendermaßen formulieren: Wenn Lévy-Bruhl das Denken der Naturvölker als praelogisch und mystisch unserem Denken als dem logischen gegenüberstellt, so erreicht er sein Ergebnis durch künstliche Vereinfachung auf der einen und die Vergleichung von Unvergleichbarem auf der anderen Seite. Er betrachtet den modernen Abendländer, als wäre er seinem ganzen Wesen nach die Verkörperung der reinen Logik der Mathematik und der Naturwissenschaften, den Primitiven aber, als bestände seine Tätigkeit ausschließlich in mystischen Operationen, in Zauberei, Magie und kultischen Handlungen. Hätte er dagegen die Technik der Primitiven bei der Jagd, beim Fischfang, bei der Herstellung von Geräten und Waffen berücksichtigt und mit unserer Technik verglichen und umgekehrt den religiösen Glauben und Aberglauben der zivilisierten Menschen zu den entsprechenden Erscheinungen bei den Primitiven in Parallele gestellt, so wäre keine Gegensätzlichkeit, sondern eine weitgehende Übereinstimmung herausgekommen.

Diese Übereinstimmung nachzuweisen und alles, was Lévy-Bruhl als unserem Denken unfaßbar, als „praelogisch" und „mystisch" dargestellt hatte, als durchaus normal und auch bei uns vorkommend hinzustellen, hat sich Leroy zum Ziele gesetzt. Er spielt etwa die Rolle des Berliners auf Reisen, der überall, wo er in der Welt einen Wald findet, nichts zu sagen weiß als: Das kann mir gar nicht imponieren, so was haben wir doch im Grunewald genau so! Wenn z. B. Lévy-Bruhl schreibt: „Eine Zeichnung auf einem gewissen Churinga stellt einen Gummibaum vor; auf einem andern stellt eine ganz gleiche Zeichnung einen Frosch vor. Die Beobachter schließen daraus, daß für die Australier der Sinn dieser Zeichnungen rein konventionell sei. Aber man darf nicht konventionell, man muß mystisch sagen. Die Zeichnung interessiert sie nur durch die mystische Partizipation, die sie verwirklicht. Diese hängt wieder ausschließlich von der mystischen Natur des Churinga ab, auf dem die Zeichnung gemacht worden ist. Wenn die Churingas verschieden sind, ist es ziemlich gleichgültig, ob die Zeichnungen dieselben sind", so meint Leroy, das wäre doch nichts Besonderes; auch bei uns bedeute ein Dreieck in einem Geometriebuch etwas anderes als das Dreieck über dem Eingang zu einer Loge, ein Stern auf dem Sternenbanner der U. S. A. etwas anderes als der Asteriscus in einem Buche. Gewiß! aber das Dreieck bleibt doch ein Dreieck und wird nicht zum Viereck, und der Stern bleibt ein Stern und wird deshalb, weil er auf dem Banner als Symbol auftritt, nicht zu einem Eselskopf. Wer hat hier richtiger gedacht? Lévy-Bruhl, der diesen Sachverhalt als problematisch empfand, oder Leroy, der hier unvergleichbare Erscheinungen gleichsetzte? Wenn Lévy-Bruhl die auch von anderen behandelte Methode des primitiven Denkens bespricht, zuerst Ganzheiten zu erfassen, ehe zu den Teilen übergegangen wird, oder ohne überhaupt jemals das Ganze in Teile zu gliedern (intuitives im Gegensatz zum discursiven Denken), so meint Leroy, das machten wir in vielen Fällen doch ganz genau so: zehn Soldaten auf Urlaub wären für uns zehn einzelne Soldaten, innerhalb der Kompagnie aber eine Korporalschaft, eine Ganzheit. Auch der Aberglaube der Primitiven ist nichts, was auf ein besonderes, vom abendländischen zu unterscheidendes Denken schließen läßt. Wird doch von einem so hoch kultivierten Menschen wie Émile Zola berichtet: „Er zählte auf der Straße die Laternen, die Nummern der Türen und die der Droschken und addierte sie alle zusammen. Eine Droschke, die eine auf diese Art errechnete Nummer trug, nahm er nicht. Zu Hause zählte er die Treppenstufen und die Gegenstände auf seinem Schreibtisch. Er berührte vor dem Schlafengehen eine bestimmte Anzahl von Möbeln und öffnete und schloß dieselben Kästen. Der Einfluß bestimmter Zahlen schien ihm ein schlechter zu sein, usw.". Wenn der berühmte amerikanische Philosoph William James schreibt: „Es existiert ein allgemeiner kosmischer Bewußtseinszusammenhang, dem unsere Individualität nur zufällige Hindernisse entgegenstellt und in den unsere Geister eingetaucht sind wie in eine Mutterlauge und ein Kraftreservoir", so stehe er, meint Leroy, doch ganz nahe dem Primitiven, dessen Denken das Gesetz der „mystischen Partizipation" beherrscht. Und so weiter! Fast jede Seite enthält solche Parallelen, die mit einem staunenswerten Fleiß und Geschick aus allen Winkeln zusammengetragen sind. Wozu? Nicht um das Verständnis des primitiven Denkens zu fördern — dafür leisten sie ebensowenig, wie etwa unsere Kinderpsychologie dadurch

gefördert würde, daß wir von unseren eigenen kindischen Anwandlungen auf die Vorgänge in einer Kindesseele schließen wollten —, sondern nur dazu, um Lévy-Bruhl zu widerlegen, und zwar durch immer neuen Bluff, an dem man wohl als an etwas Witzigem und Schlagendem seine Freude haben kann, auf den aber ein Psychologe, dem es um die Sache zu tun ist, nicht so ohne weiteres hereinfällt.

Dazu kommen die Vorwürfe der Übertreibung, der Insuffizienz, der falschen und einseitigen Benutzung der Quellen, der Entstellung der Tatsachen usw., gegen die sich Lévy-Bruhl selbst wehren mag, da es für einen Außenstehenden unmöglich ist, die unübersehbare Fülle von Quellen nachzuprüfen, aus denen er sein Material geschöpft hat. Das wenige, was mir bekannt ist, scheint mir jedenfalls durchaus nicht anders verarbeitet zu sein, als es Wilhelm Wundt in seiner Völkerpsychologie auch getan hat, dem aber bisher niemand den Vorwurf unwissenschaftlicher Arbeitsweise machte.

Rollo, William: **The Basque Dialect of Marquina.** Amsterdam: H. I. Paris 1925. (XI, 105, 27 und 24 S.) Bespr. von Ernst Lewy, Berlin.

OLZ 1925, 7-8 konnte H. Urtel in Schuchardt's Primitiae Linguae Vasconum (1923) eine auf einer ungeheuren wissenschaftlichen Arbeit beruhende kurze Analyse des Baskischen anzeigen, die keinem der zahllosen Probleme aus dem Wege ging; hier sei nur kurz hingewiesen auf eine bescheidene Darstellung einer baskischen Mundart, die aber, da baskische Grammatiken und Texte, die einander ganz entsprechen, sonst schwer zu haben sind, zur Einführung in diese merkwürdige Sprache sehr geeignet ist. Die Grammatik ist einfach und schlicht dargestellt, ohne neue Termini, daher leicht verständlich, wird allerdings wohl nicht allen Erscheinungen der Sprache gerecht (z. B. der häufigen, allerdings wohl nicht regelmäßigen, einmaligen Setzung der Suffixe an parallelstehende Nomina; vgl. *Manu ta Josepa-k* 8^{19} 'M. und J.' beides im Aktiv; *aundi ta ikeragarri-ak* 8^{21} 'große und schreckliche'). Das Glossar verzeichnet die Fremdworte, auch so häufige wie *gausa* 'Sache', meist nicht; was ich nicht billige: zu jeder Sprache gehören ihre Fremdwörter. Sonst ist es fast vollständig; mir fiel auf das Fehlen von *gari* 'Weisen' 2^{23}, *urre* 'Gold' 16^{12} u. ö., der interessanten ablautenden onomatopoetischen Bildung *sirrin-sarran* 22^{17}. Doch sorgt die Übersetzung für das Verständnis der Texte, die genug des merkwürdigen bieten. 2^{17} heißt es: *Marrkiñarrak euskeras ondo egiten dabe* 'the inhabitants of M. speak good Basque ...'; dieser Gebrauch des Verbums 'machen' (für 'sprechen') hätte vielleicht Erwähnung im Glossar verdient. Daß die Lautlehre nichts über den Akzent und die Satzlautverhältnisse bietet, ist zu bedauern. Eine auffallende lautliche Eigentümlichkeit des Dialektes ist, daß die beiden Laute, die im allgemeinen *s* und *z* geschrieben werden und phonetisch etwa *ʃ* (so nach H. Urtel) und *s* darstellen (das hintere *ʃ* wird von den Basken Frankreichs *ch*, von Azkue *s̃* geschrieben; hier entspricht öfters x[*ʃ*] 'very thick and pronounced with strongly pouted lips'), hier in einem Laut zusammengefallen sind (s. S. 6; die Schreibung mit *s* und *z* ist mehr historisch). So lauten also hier z. B. die wurzelhaften Teile der Worte gleich bei *gose* 'Hunger' und *goso* 'süß', die Azkue als gose (365a) und gozo (366b; daneben die „Diminutivform" gošo 365b) unterscheidet, so daß das merkwürdige Bedeutungsverhältnis, das so stark an armen. *khałcr* 'süß': *khałcnam*, *khałcnum* 'hungern' (Meillet, Elementarbuch 212a) erinnert, doch sekundär und Zufall sein kann. — Kenntnis des Baskischen ist, bei der Beschaffenheit der Hilfsmittel, so schwer zu erwerben, daß wir dem Herrn Verf. für seine mühevolle Arbeit aufrichtig danken, und nur hoffen, daß er auch in Süd-Afrika die baskische Sprache nicht vergißt, sondern seine Kenntnisse zu weiteren Arbeiten auch auf diesem Gebiete verwertet.

Deeters, Gerhard: **Armenisch und Südkaukasisch.** Ein Beitrag zur Frage der Sprachmischung. Leipzig: Asia major 1927. (II, 114 S.) gr. 8°. RM 15 —. Bespr. von O. G. v. Wesendonk, Dresden.

Das Armenische bietet der Sprachforschung eine Fülle von Problemen, die mit fortschreitendem Eindringen der Erkenntnis immer neue Aufgaben stellen. Die Haik', die um 700 v. Chr. in Armenien eindrangen, gerieten unter den Einfluß der Meder und Perser und blieben seitdem in Berührung mit Iran, so daß die armenische Sprache bis zu 40 % aus verschiedenen Epochen stammendes iranisches Lehngut aufweist. Die Haik' selbst gehörten aller Wahrscheinlichkeit nach zur phrygisch-thrakischen Gruppe der Indogermanen. Das Armenische, wie es seit dem 5. nachchr. Jahrh. als Schriftsprache bekannt ist, nimmt nun innerhalb des Indogermanischen eine besondere Stellung ein. Gewisse Abweichungen sind gerade vom Phrygischen festzustellen. Es fragt sich zunächst, ob solche Unterschiede auch schon bei den Haik' bestanden oder ob sie sich etwa nicht erst in späterer Zeit entwickelt haben; ferner darf man nicht vergessen, daß das Altphrygische — soweit man dieser Tatsache überhaupt Bedeu-

tung beimessen will — eine Kentum-Sprache ist, im Gegensatz zum Thrakischen wie zum Armenischen, und daß es als Kentum-Sprache einen Typus zu bilden scheint, der zwischen das Tocharische als Kentumsprache und die Satem-Sprachen der Thraker und Armenier einzureihen wäre. Die Zurechnung der Haikʿ zu den thrakisch-phrygischen Völkern wird man entsprechend der griechischen Überlieferung also getrost aufrechterhalten können.

Die Neuankömmlinge haben in den von ihnen besetzten Gebieten eine Bevölkerung vorgefunden, der u. a. die Gründung des bedeutenden Staatswesens von Urartu gelungen war. Träger dieses Reiches waren die Chalder. Es würde also naheliegen, in erster Linie für die Untersuchung des Armenischen das aus Keilinschriften bekannte, wenn auch längst noch nicht genügend erschlossene Chaldische heranzuziehen, auch ohne zu versuchen, das Chaldische mit Marr den „japhetitischen" Sprachen anzugliedern, oder es mit Kleinasien und dem Kaukasus zusammen zu bringen (Forrer, Berl. Sitzungsber. 1919, 1037; Ungnad, Kulturfragen I, Breslau 1923; Kluge, Mitteil. der Vorderas. Ges. 12, 176ff.; Trombetti, Glottologia § 315; Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt). Marr tritt für eine enge Verwandtschaft des Chaldischen mit den Kʿartʿwelsprachen ein, was Deeters wohl mit Recht nicht für überzeugend hält. Andererseits schiebt er das Chaldische ganz beiseite (10f.) und beschränkt sich darauf, die Beziehungen des Armenischen zum „Südkaukasischen" zu erörtern. Dadurch nimmt er seiner Untersuchung eigentlich das Hauptinteresse, denn im Eingehen auf das Verhältnis zwischen dem Armenischen und dem Georgischen — dieser politisch das ganze kʿartʿwelische Gebiet umfassende Ausdruck ist wohl auch der eindeutigste und geläufigste für die gesamte Sprachgruppe — dürfte erst wirklich fruchtbringend sein, wenn die Stellung des Chaldischen geklärt ist. Läßt dies sich beim gegenwärtigen Stande der Forschung nicht erreichen, so wird man sich hinsichtlich der Beziehungen zwischen dem Armenischen und dem Georgischen zunächst auch Zurückhaltung auferlegen müasen[1].

Daß das Chaldische nicht die einzige im Bereich des Armenischen gebräuchliche Sprache war, leuchtet ein. Gerade zu der Zeit, wo die Haikʿ in die neuen Sitze einrückten, war es aber bis zum Göktschasee jedenfalls die maßgebliche Sprache. Deeters erklärt (11) den Beweis für das Vorhandensein einer „südkaukasischen" Bevölkerung im späteren Armenien für eine Aufgabe seiner Untersuchung. Die Herkunft der Georgier (Kʿartʿweler) ist eine noch nicht endgültig gelöste Frage. Rechnet man zu dem georgischen Stamm außer den Iberern (Ostgeorgier einschließlich der späteren Imeretʿier und der Pschawen, Tʿuschen, Chewsuren), Kolchern (Mingrelier und Lazen) und Swanen Tibarener, Moscher, Makronen, Saspiren, Taocher und ähnlicher Völkerschaften, so weist die Nennung der letzteren Namen auf Pontos und Kappadokien bis zum Taurus. In Kleinarmenien haben jedenfalls zeitweilig georgische Stämme gesessen. Ob die Mitanni, deren Namen sich georgisch als „Bergleute" darstellt, zu der Gruppe gehören oder nicht, sei dahingestellt. Merkwürdig wäre es übrigens, daß die Mitanni wie die Iberer bei ihrer Führerschaft arische Namen aufweisen. Verwandt mit den Mitanni (Subaraeern) scheinen die Churri zu sein, die besonders auf armenischem Boden zu suchen sind. Als Indogermanen wären den neuesten Forschungsergebnissen zufolge die Churri selber nicht anzusehen, sondern höchstens eine Schicht adliger Krieger gewesen, die sich bis nach Palästina verfolgen läßt (Gustavs, Reallex. d. Vorgesch. s. v. Mitanni). Ja, das Erscheinen der Iberer in ihren Sitzen südlich des Kaukasus will Lehmann-Haupt (Armenien einst und jetzt I 103ff.) mit der Vertreibung der Karduchen aus Nordmesopotamien durch makedonische Ansiedler zur Zeit Alexanders oder kurz nach ihm erklären. — Die Kardu- mit dem armenischen Pluralsuffix kʿ, den übrigens auch der Name der Kolcher 'enthält, wären mit den Kʿartʿwelern identisch. Ohne dieser Auffassung beipflichten zu wollen, sei sie erwähnt, um zu zeigen, wie schwer eine Entscheidung dieser Fragen ist[1]. In griechischer Zeit finden sich in Pontos neben Kolchern (Lazen) und verwandten Stämmen Chalyben, deren Bezeichnung als Chaldaeer sie als Nachfahren der Chalder erkennen läßt, während bei Völkerschaften wie den Saspiren und Taochen die Zugehörigkeit zur georgischen oder chaldischen Gruppe zweifelhaft sein kann, sind doch diese Landschaften auch späterhin zwischen Georgiern und Armeniern dauernd streitig gewesen.

Der archäologische Befund deutet dahin, daß eine der Naïrikultur nahestehende Bevöl-

1) Sehr vorsichtig und dabei treffend erörtern die Möglichkeit vorarmenischer Einwirkungen auf die Erhaltung des altindogermanischen Kasussystems bei den Armeniern Schwyzer, Indogerm. Forsch. 38, 166 und J. Wackernagel, Vorles. über Syntax, Basel 1920, 305.

1) K. Kekelidse, Die Bekehrung Georgiens zum Christentum, Leipzig: Hinrichs 1928, 21, glaubt sogar, daß die Einwanderung der Iberer von Westen her erst im 2. Jahrh. v. Chr. erfolgt sein könne.

kerung im späteren Iberien von Neuankömmlingen unterjocht wurde, die vermutlich vom nordöstlichen Kleinasien her eindrangen. Inwieweit ähnliche Stämme auch in Armenien Fuß faßten, entzieht sich der Beurteilung. Möglich ist es immerhin, daß innerhalb des Naïrigebietes ebenfalls K'art'welstämme zu suchen sind, wenn es freilich auch wenig einleuchten will, daß gerade diese auf das Armenische abgefärbt hätten. Im Ganzen kann man durch die Geschichte hindurch eine scharfe Trennung zwischen Armeniern und Georgiern beobachten.

Gelegenheit zu einer Durchsetzung des Armenischen mit kaukasischen Elementen bot ferner das Vordringen der Armenier in Albanien (Uti). Was das Albanische war, wissen wir nicht, daher ist auch die Annahme nur als Hypothese zu werten, das Albanische sei die mit k'art'welischen Bestandteilen vermischte Sprache der Kaspier gewesen. Jedenfalls ist das Albanische von dem Armenischen so vollkommen verdrängt worden, daß z. B. das auf den hl. Mašt'oc' zurückgeführte albanische Alphabet nur eine leicht modifizierte armenische Schrift darstellt. (Karamianz, Z. D. M. G. 40, 315ff.; Marquart Erānšahr 116ff., H. Junker, Awestaalphabet 120f.).

Die zahlreichen Unbekannten, mit denen gerechnet werden muß, gestatten also nicht, eine abschließende Antwort darüber zu erteilen, ob tatsächlich eine georgische (südkaukasische) Schicht die Sprache der Haik' in Armenien beeinflußt hat. Pedersens Einwände (Reallex. d. Vorgesch. s. v. Armenier) gegen eine Herleitung der armenischen Lautentwicklung vom Kaukasus bleiben durchaus bestehen. Hinsichtlich des armenischen Plurals mit k', der sich, wie gesagt, auch bei dem Namen der Kolcher und der Taochen findet, neigt Deeters zu einer Erklärung, die dafür keine kaukasische Herkunft annimmt. (Vgl. Bugge, Beitr. z. etym. Erläuterung d. arm. Sprache, Kristiania, 1889, 43; Pedersen, Kuhns Ztschr. 38, 209ff.).

Ohne das noch nicht spruchreife Problem auch nur einigermaßen erschöpfen zu können, bringt Deeters manche feine und wertvolle Bemerkung bei, die sicher anregend wirken wird. Besonders ist es anzuerkennen, daß es sich auf keine billigen etymologischen Spielereien einläßt, sondern streng methodisch vorzugehen bemüht ist. Einige Hinweise seien gestattet, um die Ausführungen Deeters fruchtbarer zu gestalten.

Der Name Taochoi (88, 2) geht auf das georgische Tao, nicht auf das armenische Tay-k' zurück und ist zu Kolchoi und Karduchoi zu stellen, ohne daß versucht werden soll, das Rätsel des k'-Plurals aufzulösen. Die der altarmenischen Transkription angepaßte Umschreibung des Georgischen (s. die Tabelle auf 5) ist keine glückliche Neuerung gegenüber dem von Dirr aufgestellten System. Für das Westgeorgische (Mingrelische und Lazische) lag die Bezeichnung Kolchisch näher als Iberisch (14). Die Lazen sind bis auf die Adscharen noch heute türkische Untertanen und das Türkische verdrängt das Lazische in immer steigendem Maße, so daß die Lazen vielfach schon nur Türkisch verstehen. Überhaupt ist zu fragen, ob die Spielarten des Georgischen als wirklich selbständige Sprachen oder nur als Dialekte anzusehen sind. Die Entscheidung darüber ist schließlich eine Geschmackssache.

Einigermaßen sonderbar berührt die 13 vorgetragene Angabe, die Armenier hätten sich der nestorianischen Kirche angeschlossen. Die Christianisierung Armeniens und Ostgeorgiens geht von Syrien aus. In Westgeorgien gibt es seit dem 2. Jahrh. christliche Gemeinden und einen Bischof von Phasis. Ohne den geistigen Austausch zwischen Georgien und Armenien verkennen zu wollen, darf man die unmittelbaren Beziehungen zwischen Byzanz und Georgien nicht außer Acht lassen. Die georgischen Katholikoi waren von Antiochien abhängig und syrische Mönche kamen wieder holt nach Georgien. Armenier sind dagegen, abgesehen von Gregor dem Erleuchter aus dem Arsalsidenhause, dort nicht als Verbreiter des Christentums nachzuweisen. Justinian und Heraclius haben sich mit georgischen Dingen befaßt und einen politischen Einfluß in Georgien auszuüben versucht. Das Haus der Bagratiden, das die nationale Erneuerung Georgiens wie Armeniens brachte, trug in der Landschaft Tao den byzantinischen Kuropalatentitel. Daß die Georgier die Bibel aus dem Armenischen übersetzt hätten, ist eine unbewiesene Behauptung[1]. Höchstens kann die armenische Bibelübertragung die Georgier gereizt haben, nun auch ihrerseits das Gleiche zu versuchen, ebenso wie die Schaffung des Alphabets durch den hl. Mašt'oc' die Georgier zu einer ähnlichen Maßnahme hinsichtlich der an die armenische anklingenden Chutsurischrift bewegte. Die Mchedrulischrift, die älteren Charakter trägt, mag damals wenigstens geordnet worden sein. Außer den

1) Marr meint in Vertretung der Ansicht des überragenden Einflusses der armenischen Kultur im Kaukasus allerdings (Jurnal Min. Narodnago prosvěšč. 322, 1ff., die aus der alten von den Armeniern übernommenen Übersetzung stehengebliebenen Armenismen seien erst im 10. Jahrh. getilgt worden, als das georgische Kloster auf dem Athos an Bedeutung gewann. Die georgische Wissenschaft lehnt diese Annahme ab.

iranischen Alphabeten sind auch griechische Vorbilder benutzt worden; denn das griechische Alphabet war in Georgien bekannt: eine griechische Inschrift aus der Zeit Vespasians hat sich bei Tiflis gefunden, ebenso waren neben der arsakidischen Prägung römische Münzen meist mit griechischer Beschriftung verbreitet. Als die Armenier durch Verwerfung der Beschlüsse von Chalkedon sich von den übrigen Christen absonderten, wurde die monophysitische gregorianische Kirche zum Hort des nationalen armenischen Gedankens, aber der Zusammenhang mit den Georgiern wie mit den Griechen und Syrern mußte notgedrungen erkalten. Ebenso blieben die Gregorianer den Nestorianern im Perserreich gegenüber isoliert.

Deeters neigt dazu, iranische Lehnworte auf dem Umweg über das Armenische ins Georgische gelangen zu lassen (41), was durchaus unwahrscheinlich ist, zumal bei militärischen und religiösen Ausdrücken. Georgisch droši, droša, Fahne, hat z. B. nichts mit armenisch drawš, drawšak (mit mittelpersischem k-Suffix) zu tun (37, 54), sondern geht unmittelbar auf das Iranische zurück, vgl. jung-awestisch drafša. Wegen des Swanischen wird man trotz Armasi mit Bork (Kaukasische Miszellen, Königsberg, 1907) und Bleichsteiner (Ber. des Forschungsinst. f. Osten u. Orient, I, 97) georgisch γmert'i, Gott, doch mit Ahura-Mazda-zusammenstellen. Nicht überzeugen kann schließlich die Deutung von georgisch dedop'ali, Königin, als Kompositum Weib—Herrscher (37, 65), weil die Bedeutung deda, Weib, doch nur sekundär aus der Bedeutung Mutter abgeleitet ist und im Begriff dedop'ali offenbar eine Assoziation wie im deutschen „Landesmutter" mitschwingt, zumal neben dem Worte dedop'ali auch sonst noch Anzeichen für die hohe Schätzung der Königin bei den K'art'welvölkern vorhanden sind.

Jacoby, Felix: **Die Fragmente der griechischen Historiker** (F. Gr. Hist). II. Teil: Zeitgeschichte B.: Spezialgeschichten, Autobiographien, Zeittafeln, 1. Lief.: Theopompos und die Alexanderhistoriker. (S. 509—828.) gr. 8°. RM 16 —. II. Teil: Zeitgesch. BD 2. Lief.: Kommentar zu Nr. 106—153. (S. 341—542.) RM 10 —. Berlin: Weidmannsche Buchh. 1927. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Die früheren Teile des großen Werkes sind in dieser Zeitschrift (1923, Sp. 483 und 1927, Sp. 556) besprochen worden. Von dem vorliegenden gilt dasselbe, was von den früheren gesagt werden konnte: Vollständigkeit der Fragmente und Reichhaltigkeit des Kommentars. Allerdings muß man, wie ich schon früher hervorhob, zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß der Kommentar sehr knapp gehalten werden mußte; sieht man genau zu, so findet man alles, was man braucht.

Die beiden vorliegenden Lieferungen kommen für das Gebiet dieser Zeitschrift weniger in Betracht, indessen findet sich doch einiges für den Orientalisten Wichtige. So S. 660/1 die schöne Erzählung von Odatis und Zariadres, die von dem Alexanderhistoriker Chares von Mitylene überliefert wird. Jacoby gibt im Kommentar S. 433 die nötige Charakteristik des Verfassers, er ist weder ein „unzuverlässiger Plauderer" (so Birt), noch kann er als ein Autor gewertet werden, der „die romanhafte Tradition auf Grund aktenmäßigen Materials widerlegt" (Berve). Damit ist gesagt, daß wir Chares, wenn er behauptet, daß die Geschichte von Zariadres Volkstradition sei, ohne weiteres glauben können. Das wird deshalb wichtig, weil von namhafter Seite (Schwartz, Art. bei Pauly-Wissowa) behauptet worden ist, die Geschichte sei nicht iranischen, sondern griechischen Ursprungs. Dem widerspricht Jacoby, gewiß mit Recht. Die Namen der Hauptpersonen sind iranisch, wenn Zariadres und sein Bruder als Kinder des Adonis und der Aphrodite bezeichnet werden, so ist das einmal ein durchaus nebensächlicher Zug, der ohne weiteres herausgelöst werden kann, und vor allem: Warum sollen nicht griechische Gestalten auch in persische Märchen eingedrungen sein? Märchenmotive sind doch nicht bloß von Ost nach West, sondern auch umgekehrt gewandert, wie die Märchen von Tausend und eine Nacht klar und deutlich zeigen. Es ist ein zweifelloser Irrtum der alten Märchenforschung, daß man nur an eine Wanderung von Ost nach West gedacht hat. Ich sehe gar keinen Grund, warum nicht griechische Gestalten auch in persische Sagen und Märchen eingedrungen sein sollen. Die Frage muß noch einmal von der Herodot-Forschung aufgerollt werde.

Hinweisen möchte ich auf die Fragmente des Alexanderhistorikers Kleitarch. Dort wird Nr. 9 berichtet von dem Kinderopfer an den Kronos (Melkart) von Tyros, Nr. 10 von der Größe Babylons, wie es Semiramis angelegt haben soll. Diodor (II, 7, 3—4) stellt die Angaben von Ktesias und Kleitarch über die Größe Babylons einander gegenüber. Ktesias spricht von 360 Stadien. Die Alexanderhistoriker, unter diesen Kleitarch, von 365 Stadien. Jacoby meint, die Quelle Kleitarchs sei weder Ktesias noch Berossos, verrate aber gute epichorische Tradition. Ich zweifle doch, ob das richtig ist. Es wird nämlich hinzugefügt, die Zahl 365 sei gewählt wegen der Tage des Jahres. Das kann keine einheimische Tradition

sein, das babylonische Jahr hat keine 365 Tage. Jedenfalls regt Jacoby an, festzustellen, was die griechischen Schriftsteller vor Berossos an einheimischer Tradition hatten.

Hingewiesen sei noch auf die Sammlung der Fragmente Nearchs und den ausführlichen Kommentar dazu (S. 445ff.). Zu einer Besprechung fühle ich mich nicht in der Lage.

Man kann auch diesen neuen Lieferungen nur den Wunsch mitgeben, daß das große Werk in nicht allzuferner Zeit zu Ende gehen möge. Der Orientalist wird besonders auf den 3. Band gespannt sein, der u. a. die Fragmente von Manetho und Berossos enthalten soll.

Aufsätze zur Atlantisfrage. Sonderabdrücke aus Petermanns geographische Mitteilungen 1927/8: Netolitzky, Platos Insel Atlantis. P. Borchardt, Erwiderung. Borchardt, Nordafrika und die Metallreichtümer von Atlantis. Hennig, Zur Neuen Borchardt-Herrmannschen Atlantis- und Tartessoshypothese. Küsters, Libysche Wortstämme in „atlantischen" Namen. Schulten, Tartessos und Atlantis. Herrmann, Atlantis, Tartessos und die Säulen des Herkules. Borchardt, Nordafrika und die natürlichen Reichtümer von Atlantis. Borchardt, Die Messingstadt in 1001 Nacht — eine Erinnerung an Atlantis? Borchardt, Zweite Erwiderung. Borchardt, Kulturgeogr. Studienreise nach Südtunis 1928. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Die oben angeführten Aufsätze liegen mir zur Besprechung vor, von 4 Aufsätzen, die vorausgegangen waren, besaßen Verf. und Verlag keine Abzüge mehr. Indessen ist, soviel ich sehe, alles, was zu Gunsten der neuen Atlantishypothese anzuführen ist, in den genannten Aufsätzen enthalten. Auch waren mir aus einem Vortrag Dr. Herrmanns und manchen Besprechungen mit ihm die wesentlichen Argumente geläufig.

Die neue Atlantis-Hypothese verlegt — kurz gesagt — Platos fabelhafte Insel nach Nordafrika in das Hinterland von Tunis, wo heute große Seen, die Schotts, liegen, die nach Annahme der Geologen vor nicht allzulanger Zeit mit dem Mittelmeer in Verbindung gestanden haben. Namentlich Borchardt, der die Gegend wiederholt bereist hat, tritt ausführlich dafür ein, er, der in der Hauptsache Geograph ist, sucht vor allem nachzuweisen, daß die natürlichen Reichtümer des Landes zu der phantastischen Schilderung Platos nicht im Widerspruch stehen. Herrmann glaubt zeigen zu können, daß die antike Überlieferung selbst gebietet, Atlantis in Nordafrika zu sehen.

Die Frage wird noch komplizierter dadurch, daß dies neue Atlantis gleichzeitig das fabelhafte Tartessos (bisher gewöhnlich in Südspanien gesucht) und die Heimat der Phäaken Scheria (bisher meist mit Korfu gleichgesetzt) sein soll. Hier kann nur auf die Ausführungen eingegangen werden, die sich auf Atlantis beziehen.

Borchardt tut sich viel auf seine Tätigkeit als Forschungsreisender zu gute gegenüber „Schreibtischphilologen". Nun kann man alle Hochachtung vor Forschungsreisenden haben, aber in diesem Falle haben doch wohl die Philologen das entscheidende Wort zu sprechen. Es fällt nicht schwer, auf der Erde Gegenden zu finden, die mit einigem guten Willen der Atlantis gleichgesetzt werden können. Aber es fragt sich zunächst, was die antike Überlieferung über die sagenhafte Insel berichtet. Da ist festzustellen, daß es eine von Plato unabhängige Tradition über Atlantis nicht gibt, wie man doch bei der Fülle der griechischen Sagenüberlieferung erwarten sollte. Zwar steht in den Scholien zu Platos Staat (nicht zum Timäos) eine eigentümliche Notiz: bei den kleinen Panathenäen wurde die Athenestatue mit einem Peplos bekleidet, auf dem Szenen aus dem Kriege der Athener gegen die Atlantiner eingestickt waren. Daraus könnte man natürlich schließen: Also gab es einen sagenhaften Krieg der Athener gegen Atlantis, und diese alte Überlieferung hat Plato zu seiner Dichtung umgestaltet. Dann kann man auch weiter schließen, wenn es eine solche Überlieferung gab, so liegt es in der Tat nahe, als historischen Kern Kämpfe zwischen Griechen und einem Volke, das nicht gar so weit weg gewohnt haben kann, anzunehmen. (Ich wundere mich offengestanden, daß dieses Scholion nicht von Borchardt und Herrmann verwertet ist).

Nur ist es nun einmal nicht angebracht, eine Notiz, die zu einer Hypothese paßt oder zu passen scheint, ohne weiteres als wahr hinzunehmen. Die Scholien zu Plato, zum großen Teil aus allerspätester Zeit, sind alles andere als eine zuverlässige Quelle[1]. Wenn wir eine so auffallende Notiz über ein griechisches Fest, über das wir doch sonst recht gut unterrichtet sind, glauben sollen, müßte sie anderweitig bestätigt werden; das ist aber nicht der Fall.

Wir sind also auf die Erzählung Platos im Timäus und Kritias angewiesen. Diese wird von Borchardt und Herrmann ohne weiteres als geschichtliche Überlieferung genommen, wenn einzelne Züge dann nachher zu der Identifikation mit dem Hinterland von Tunis nicht stimmen wollen, wird das mit der dichterischen

---

1) Für Ägyptologen mache ich darauf aufmerksam, daß in den Scholien zu Timäus (21) eine total verstümmelte Nachricht über die Hyksos nach Manetho steht, anknüpfend an eine falsche Lesung des ersten Hyksoskönigs.

Freiheit Platos begründet. Da wir sonst gar kein Material haben, läßt sich natürlich nicht strikt widerlegen, daß Platos Erzählung Dichtung ist. Schon im Altertum hat man sich ja darüber gestritten. Für mich unterliegt es gar keinem Zweifel, daß wir es mit reiner Dichtung zu tun haben. „Da lag weit draußen vor den Inseln des Herkules eine riesige Insel, weit größer als Asien und Libyen zusammen, reich und mächtig wie kein anderes Land, von einer Reihe gewaltiger Könige beherrscht, sie ist später untergegangen". Das ist Märchenstil. Ebenso die Mitteilung, wo Kritias, der dies alles erzählt, das her habe. Sein Ahnherr Solon habe das vor 200 Jahren von ägyptischen Priestern gehört. Wenn Borchardt annimmt, daß wirklich ägyptische Aufzeichnungen über Atlantis und eine uralte Stadt namens Athen vorgelegen hätten, hört für mich die Diskussion auf.

Daß Plato seine Erzählung rein erfunden habe, nimmt heut wohl niemand an. Irgendwelche alten Geschichten wird er wie jeder Erzähler verwertet haben. Welcher Art diese gewesen sind, wissen wir aber nicht, und Spekulationen darüber sind müßig. Um das fabelhafte Land nach Nordafrika zu verlegen, müssen allerhand Hypothesen aufgeboten werden, die ich nur als Spielereien bezeichnen kann. Plato nennt eine Reihe Könige der alten Atlantis, sie tragen fast sämtlich gut griechische Namen. Da werden nun einige dieser Namen als griechische Umbildungen altlibyscher Namen — einer Sprache, über die wir doch nur recht unzulängliche Kunde haben — aufgetischt. So soll hinter Euenor das berberische Ouennour (Ouennough) stecken. Ich zweifle nicht, daß man mit dergleichen Mitteln Platos Namen den verschiedensten Sprachen zuteilen kann.

Plato sagt, daß die Insel Atlantis draußen vor den Säulen des Herkules gelegen habe, d. h. wie für Platos Zeit auch Borchardt und Herrmann zugeben, jenseits der Straße von Gibraltar. Aber für die Zeit Solons, von dem angeblich die Erzählung stammt, sollen die Säulen des Herakles etwas anderes bedeuten. Das wird damit begründet, daß „die S. des Herakles" gelegentlich auch etwas anderes bedeuten kann. So gelingt es natürlich, Atlantis nach Tunis zu verlegen. Aber das kann ich nur für reinste Willkür ansehen. Mit dergleichen Mitteln kann man schließlich alles beweisen[1].

Auf die weiteren Argumente für die neue Hypothese einzugehen, kann ich mir ersparen. Ein Zeugnis für eine alttunesische Kultur, die allein als Stütze für die neue Theorie dienen könnte, ist nicht beigebracht. Und solange nicht durch Ausgrabungen dargetan wird, daß in der Gegend der Schotts bedeutende Überreste vorgeschichtlicher Städte liegen, helfen uns auch die scharfsinnigsten Auslegungen antiker Zitate nichts.

Zum Schlusse noch eins. Borchardt schreibt in seiner letzten Erwiderung „Schliemanns archäologische Großtat gelang, da er ein reicher Privatgelehrter war, dem kein Fachausschuß von Hennigs (Hennig ist einer der wissenschaftlichen Gegner Borchardts) das Geld für seine „Luftschlösser" verweigern konnte. Seine Gegner haben sich unsterblich blamiert". Eine derartige Polemik ist nicht jedermanns Sache, auch meine nicht. Nur möchte ich solchen, die heute Schliemann auf Kosten seiner Gegner feiern, raten, sich seine Bücher einmal genauer anzusehen, dann werden sie vielleicht begreifen, daß seinen oft grotesken Phantasien Gegner erstehen mußten.

Viele von uns werden sich noch erinnern, wie vor 25 Jahren Carl Peters Behauptung, Ophir habe in Südafrika gelegen, allerorten Glauben fand und zu Ausfällen gegen die „Schreibtisch-Philologen" Anlaß gab. Vor 15 Jahren mußten die Altertumsforscher sich sagen lassen, erst Leo Frobenius habe das wahre Atlantis entdeckt. Jetzt haben wir wieder eine welterschütternde Entdeckung dieser Art. Wir wollen abwarten, ob sie Bestand hat.

Nachträglich erhalte ich den letzten Aufsatz von Paul Borchardt über seine Studienreise in Tunis: Eine kulturgeographische Studienreise nach Südtunis 1928 (Petermanns Mitteilungen 1928, Heft 5/6). B. ist im Februar dieses Jahres in der Gegend der Schotts gewesen und hat dort Spuren alter Ansiedlungen gefunden, die er mit der sagenhaften Atlantiskultur in Verbindung bringt.

Bei Udref am Ued Melah fand er einen von 2 Wegen durchschnittenen Ruinenhügel. Dort sind Reste eines größeren Gebäudes (18/30 Meter) zu erkennen, dem ein anderer Baukörper (14/14 Meter) vorgelegt ist. Dieser Hügel ist vielleicht einmal von Wasser umflossen gewesen. Auch andere Scherbenhügel lassen sich dort nachweisen. Spuren menschlicher Besiedlung sind zahlreich genug, sie gehören dem

1) Darüber ließe sich allenfalls diskutieren, wenn sich erweisen ließe, daß die Säulen des Herakles in älterer griechischer Zeit niemals die Straße von Gibraltar bedeuten. Den Beweis kann ich aber nicht erbracht finden. Über die Angaben Euitemons (bei Arianus) behauptet Herrmann, sie stimmten nicht zur Straße von Gibraltar. Müllenhoff, dem wir die grundlegende Erörterung darüber verdanken, behauptet das Gegenteil, wenn er auch Euitemons Bericht „fabulis" nennt. Klarheit ist darüber nicht zu gewinnen.

Palaeolithikum bis Neolithikum an. Die Scherben sollen bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte reichen: Nähere Angaben fehlen. Das ist, soweit ich sehe, alles.

Damit ist also das uralte Kulturzentrum, das Homer Scheria, Plato Atlantis nennt, gefunden. Im neuesten Bande seiner Geschichte des Altertums sagt Ed. Meyer (S. 294 Anm.): „Die gegenwärtige Strömung hat richtig die Wohnsitze der Phaeaken und Kyklopen entdeckt und die Insel Atlantis nicht minder. Gegen diesen Unfug, der, wenn es so weitergeht, den Untergang aller Wissenschaft herbeiführen wird, kann gar nicht energisch genug protestiert werden." Ich hätte dem nichts hinzuzufügen, möchte aber noch auf zweierlei hinweisen. Einmal erklärt der Verf., Heinrich Schliemann sei es ebenso gegangen wie ihm, auch er sei von den zünftigen Philologen verspottet worden. Die Sache lag aber bei der Aufdeckung von Troia wesentlich anders. Dort war die Tradition von der Lage der Stadt trotz gelegentlicher Anzweiflungen nie verloren gegangen, nur hatte die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts in dem Bestreben, alles Überlieferte erst einmal anzuzweifeln, das homerische Troia bei Bunarbaschi gesucht. Daß dabei das geradezu kindische Buch von Lechevalier über die Ebene von Troia einen so bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, ist ein dunkler Punkt in der Geschichte der klassischen Philologie; ich zweifle, ob die meisten Vertreter der Bunarbaschi-Theorie das Buch überhaupt gelesen haben. Eine Reihe von Gelehrten (unter noch Lebenden E. Meyer) hatten sich auch vor Schliemanns Entdeckungen nicht irre machen lassen. Nicht erst Schliemann hat die richtige Lage Troias entdeckt. Seine übrigen Theorien sind mit Recht von der Wissenschaft abgelehnt worden. Er hat weder das Haus noch den Schatz des Priamus gefunden, auch das skäische Tor nicht, ebensowenig wie er die Leichen des Ägisth und der Klytämnestra in Mykene und die Gebeine des Odysseus auf Ithaka fand. Seine Bücher sind voll der tollsten Phantasien. Bei der modernen Atlantishypothese liegt die Sache wesentlich anders. Hier werden die Angaben Platos und eines mythologischen Romans (nach den Quellen Diodors fragt diese Forschung natürlich nicht) künstlich zurechtgerückt, um Atlantis nach Afrika zu verlegen. In welcher Weise den Worten Platos Gewalt angetan wird, möge, wer Lust hat, selbst nachlesen. Und mit einer beneidenswerten Phantasie werden die gefundenen Ruinen (nach den Berichten des Finders sind sie wirklich dürftig genug) für Trümmer der märchenhaften atlantischen Königsburg erklärt. Nächstens werden zweifellos auch noch die Gärten des Alkinoos ausgegraben.

Das zweite habe ich schon angedeutet. Die Angaben solcher Schriftsteller wie Diodor werden einfach für bare Münze genommen. Seit einem halben Jahrhundert lehrt die Wissenschaft, daß ein Kompilator wie dieser auf seine Quellen untersucht werden muß, ehe man aus seinen Aussagen etwas schließen kann. Aber das ist allerdings eine unbequeme Arbeit, über die man sich gern hinwegsetzt.

Wenger, L.: Der heutige Stand der römischen Rechtswissenschaft. Erreichtes und Erstrebtes. München: C. H. Beck 1927. (X, 113 S.) 8° = Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte von L. Wenger und W. Otto. Heft 11. RM 5.80. Bespr. von F. Litten, Königsberg i. Pr.

Diese (erweiterte) Wiedergabe der Wiener Antrittsrede des Verfassers ist so inhaltsreich und bringt in knapper Ausdrucksweise eine solche Fülle von Material, daß ein erschöpfendes Referat unmöglich ist, wollte man die Schrift nicht in allem wesentlichen einfach ausschreiben. Da sich dies aus mehr als einem Grunde verbietet, so sind nur Stichproben möglich. Mögen sie dazu beitragen, zur Lektüre der Schrift selbst anzuregen. Gerade für die Leser der OLZ dürfte es interessant sein, einen so zuverlässigen und erschöpfenden Überblick über den heutigen Stand der römischen Rechtswissenschaft zu gewinnen.

Antike Rechtsgeschichte im Sinne internationaler Geltung hat es ebensowenig gegeben wie eine antike Sprache; sie ist nur ein Sammelname für eine Staat und Kultur in den Mittelpunkt stellende Kulturgeschichte des Altertums, örtlich als das Mittelmeergebiet einschließlich Vorderasiens (also als vorderasiatisch-ägyptischer und südeuropäischer Kulturkreis), zeitlich, zum Mittelalter hin, wohl noch immer am besten bis zur Kodifikation Justinians zu nehmen. — In diesem Rahmen berichtet der Verfasser über Erreichtes und Erstrebtes, zunächst hinsichtlich der Erkenntnisquellen, beginnend mit den Wörtersammlungen, die teils noch im Werden sind, wie der Thesaurus Linguae Latinae, das Vocabularium Iurisprudentiae Romanae, ein Index zu Justinians Novellen (Wenger), teils vollendet wie der Codex Theodosianus (Gradenwitz) oder das Vocabularium Codicis Justiniani (v. Mayr-Hartig und San Nicolò). Ferner im Werden Preisigkes (†), jetzt Kießlings Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden, „ein Heumann-Seckel für den Papyrologen". Mit Recht wird beim Interpolationen-Index, der jeden Interpolationenverdacht ohne Kritik verzeichnet,

darauf hingewiesen, daß er bei Leichtgläubigen Schaden anrichten kann.

Über den Umkreis der griechischen Papyri hinaus, bei dem die Mitarbeit des Juristen längst eine Selbstverständlichkeit geworden ist, gilt es auch die orientalischen Quellen juristisch zu erschließen. Die bisherige bloße Arbeitsteilung, bei der der Jurist erst das Wort ergreifen darf, wenn der Orientalist den Text übersetzt hat (wie dies bei Mitteis-Sachaus Syrisch-Römischem Rechtsbuch und Sethe-Partsch' Demotischen Urkunden zum ägyptischen Bürgschaftsrecht der Fall war), genügt nicht, statt ihrer erhofft man, aus Spiegelbergs Münchener Schule, ägyptologisch voll ausgebildete Juristen. Es ist „ein unumgängliches Postulat, für dessen Erfüllung freilich vielleicht die Zeit noch nicht reif ist, daß ein Jurist die ägyptische Rechtsgeschichte aufbaut. Ja, ich kann mir kaum eine schönere Aufgabe denken als die Rechtsgeschichte eines so geschlossenen Landes mit einer so relativ abgeschlossenen politischen und Kulturgeschichte zu schreiben, die wie kaum eine zweite es ermöglichen würde — wenn man einmal den nationalen Bestand festgestellt hätte —, zu zeigen, wie sich eine fremde Schicht nach der anderen darüber legte, die persische und die griechische, die alexandrinisch-hellenistische, die römische und byzantinische und dann die arabische, und wie dazwischen in der römischen Spätzeit die nationale Reaktion, durch die Kirche gestärkt, emporkam und im Rechtsleben der koptischen Urkunden ihren eigenartigen Ausdruck suchte und fand. Nur diese koptischen Texte, lange Zeit allein von Ägyptologen behütet, haben in neuester Zeit im Grazer Romanisten Steinwenter einen sprachkundigen juristischen Bearbeiter gefunden." (S. 45).

Besser steht es bereits gegenwärtig um das babylonisch-assyrische Recht, dessen alles überragender Quellenkomplex der Codex Ḥammurapi ist. Hier haben Koschaker, San Nicolò, Lautner bereits als sprachkundige Juristen selbständig arbeiten können. Hroznys schon 1915 ausgesprochene Vermutung, daß das Hethiterreich eine indogermanische Herrenschicht habe, scheint sich zu bestätigen, und die Sammlung hethitischer Gesetze um 1300 v. Chr. ist ein interessantes Gegenstück zu dem 700 Jahre älteren Ḥammurapischen Kodex. „Ein weiteres noch viel zu wenig durchforschtes Kapitel für sich bildet dann das jüdisch-talmudische Recht und die Möglichkeit seiner Beziehungen zum hellenistischen und römischen Recht. Den großen weltgeschichtlichen Hintergrund des Antisemitismus der griechisch-römischen Antike haben hier die Papyri grell beleuchtet." (S. 50).

Der Hellenismus, als Schicht gleichermaßen über Griechentum wie Orient gelagert, ist die Resultante, deren Komponenten, die griechische und die orientalische Wurzel, aus den einzelnen Rechtsdokumenten bloßzulegen sind — zugleich der äußere Anlaß für ein neues Aufblühen der griechischen Rechtsforschung (Partsch' Bürgschaftsrecht; Egon Weiß, Griechisches Privatrecht auf rechtsvergleichender Grundlage I). —

Das heute soviel lebhaftere Interesse am öffentlichen Recht kann gleichfalls in den antiken Rechten seine Befriedigung und sein gegenüber dem Privatrecht vernachlässigtes Arbeitsgebiet finden. Aus dem ägyptischen Papyrus vom Jahre 2000 v. Chr. (Erman, Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1919, 804 ff.) „vernehmen wir staunend aus Ägypten, diesem typischen Zarenreich der Antike, von einer Episode, in der die Amtsakten vernichtet, die Beamten verjagt, die hohen Stände beseitigt, das Königtum gestürzt worden war, wo Raub und Mord im Lande herrschten, die Städte zerstört und die Gräber erbrochen wurden, wo die hohen Räte hungerten und die Bürger an der Mühle saßen, ihren Frauen aber in Lumpen gingen, die Menschen vor Hunger den Schweinen das Futter wegnahmen und selbst die Kinder das Lachen verlernt hatten, in einer Zeit, da das Land sich drehte gleich einer Töpferscheibe und schließlich nur der Wunsch blieb, daß es ein Ende hätte mit den Menschen. Der Text erzählt weiter, wie das Reich des Pöbels beginnt, wie er sich freut, das feinste Linnen trägt, wie er ißt und trinkt und reich ist an Gütern, die früher anderen gehört haben, wie Sklavinnen das große Wort führen und die Fremden sich im Lande zur Herrschaft drängen; wie dann aber die Räte des alten Staates den neuen Emporkömmlingen huldigen. Wenn wir das lesen und seltsam zu verstehen gelernt haben, so stimmt es fast mehr noch nachdenklich, daß sich von all den neuen Mächten, welchen der Umsturz der alten Autoritäten gelungen war, so gar nichts dauernd zu erhalten vermocht hat und daß sich so bald wieder der vom vorüberbrausenden Sturmwind einer Revolution hoch emporgehobene und beiseitegeschobene, aber nicht hinweggefegte Schleier des Absolutismus eines göttergleichen Königtums über dem Lande niedergelassen hat." (S. 75/76).

Die weiteren Ausführungen des Verfassers behandeln juristische Probleme, auf die im Rahmen dieser Zeitschrift, bei begrenztem Raum, leider nicht weiter eingegangen werden kann. Möge der Weitblick dieser kleinen Schrift des großen Forschers unserer so sehr der Gefahr

des „Praktischen" ausgesetzten Wissenschaft wieder deutlich machen, daß Rechtswissenschaft (statt bloßer Rechtskunde) nur auf historischem Fundamente gedeihen kann.

Worrell, Prof. William H.: A Study of Races in the Ancient Near East. Cambridge: Heffer and Sons 1927. (XIV, 139 S.) 8°. 8 sh. 6 d. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Der Titel läßt etwas anderes erwarten als gegeben wird. Es handelt sich weniger um die Rassen als um die Sprachen des Alten Orients; die Rassen werden nur nebenbei berücksichtigt.

Ich weiß nicht, ob heute ein Gelehrter lebt, der in all den Fächern, die hier in Frage kommen, zu Hause ist, ich selbst bin auf den meisten Gebieten völliger Laie; ich kann also in der Hauptsache nur meinen persönlichen Eindruck wiedergeben. Da muß ich nun zuerst sagen, daß ich, wie wohl nur zu viele, bisher eine Scheu gehabt habe, mich auf die allerletzten Probleme unserer Wissenschaft einzulassen. Ich kann auch heute noch nicht finden, daß es schon möglich ist, bei Fragen wie der eventuellen Verwandtschaft von indogermanisch und semitisch u. ä. über vage Vermutungen hinauszukommen. Soweit sind wir m. E. noch nicht; ich bekenne sogar, auf dem Standpunkt des „Ignorabimus" zu stehen. Aber vielleicht urteile ich zu skeptisch.

Verf. teilt die Urbevölkerung Europas in 4 Rassen, die Mittelländische, Alpine, Nordische (Arische) und Finno-Ugrische Rasse. Diese Rassen werden von ihm (trotz mancher Bedenken gegen die Gleichsetzung) mit ebensovielen Sprachenfamilien identifiziert.

Die erste, einst auch in Spanien, West-Frankreich, den Britischen Inseln ansässig, ist später arianisiert worden, hat aber ein reiches Erbe zurückgelassen. Sie sind die Väter des Druidentums, das die Kelten von ihnen übernommen haben; auch in der keltischen Sprache dürfte noch manche Eigentümlichkeit auf die von den arischen Kelten verdrängte Bevölkerung zurückgehen. Diese mediterranen Völker sind identisch mit den Hamiten (oder wenigstens sehr eng verwandt). Das ist eine Hypothese, die ja nicht mehr neu ist. Von Anthropologen hat sie z. B. von Luschan vertreten. Sie mag richtig sein. Mit den Hamiten stehen nach dem Verfasser, der auch hierin ja Vorgänger hat, die Semiten in engster Verbindung. Zum Semitischen stellt Verf. auch das Ägyptische. Aus dem Vergleich des „Pseudopartizips" und des semitischen Perfekts ergibt sich ihm eine „direct relationship". (Woher übrigens der Verf. weiß, daß uns nur die kurzen Vokale im Ägyptischen unbekannt sind, und wie er einen Lautwandel des Suffixes der 3. Person f. (A. R. c, M. R. s) feststellen kann, ist mir unklar.) Doch denkt er sich die Entstehung des ägyptischen Volkes nicht als eine Mischung von Hamiten und Semiten, sondern von „Kuschiten" (Oberägypten) und „Libyern" (Unterägypten). Dazu Stellung zu nehmen, ist noch nicht an der Zeit; jeder, der auch nur einen flüchtigen Einblick in die Literatur über diese Fragen getan hat, weiß, wie hier noch alles in Fluß ist.

Die Semiten stammen nach dem Verf. aus der arabischen Wüste, und haben sich auf ihren zahlreichen Wanderungen mit mancherlei Völkern amalgamiert, so mit den Sumerern, über deren mutmaßliche Herkunft nichts gesagt wird. Wie sich der Verf. den Zusammenhang zwischen Hamiten und Semiten denkt, bleibt unklar. Auf S. 78, wo er die Summe der Vergleichung beider Familien zieht, sagt er nur, daß enge Beziehungen zwischen Semitisch und Hamitisch nicht geleugnet werden können und daß hamitisch das primitivere sei.

Im letzten Kapitel werden die Arier behandelt. Ihre Urheimat wird angesetzt irgendwo nördlich vom Schwarzen Meer und westlich vom Ural. Von dort sind sie nach dem nahen Osten gewandert, nach Indien, Persien, Mesopotamien (die Mitannivölker), Kleinasien, wo sie ein Volk alpiner Rasse unterwarfen und das Hethiterreich begründeten.

So glaubt Verf. alle Völker des nahen Orients im wesentlichen in 3 Gruppen unterbringen zu können: Mediterrane (Hamitische), Semitische und Arische Völker. Die Zeit muß lehren, ob er recht hat oder nicht. Die Fachleute werden im einzelnen manches auszusetzen haben, für das Ägyptische habe ich oben einige Andeutungen gegeben. Ein billig Denkender wird mit dem Verf. darüber nicht rechten, man kann nicht alles verlangen. Bücher wie diese zeigen ihren Nutzen dadurch, daß sie uns die letzten Ziele unserer Wissenschaft vor Augen halten.

Bilabel, Friedrich, u. A. Grohmann: Geschichte Vorderasiens und Ägyptens vom 16. Jahrhundert v. Chr. bis auf die Neuzeit. Bd. 1: 16.—11. Jahrhundert v. Chr. von Friedrich Bilabel. Heidelberg: Carl Winter 1927. (XX, 475 S., 2 Ktn.) gr. 8°. = Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, hrsg. von J. Geffcken, Bd. III. RM 33 —; geb. 36 —. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Eine ausführliche Geschichte des vorderen Orients bis auf die Neuzeit, wie sie der Althistoriker Bilabel und der Arabist Grohmann in Aussicht stellen, ist zweifellos ein Desiderat; denn die hellenistische und islamische Zeit hat seit langem keine großangelegte, von einheitlichen Gesichtspunkten getragene

Darstellung gefunden, und Ed. Meyer mußte sich bei der nunmehr schnell vorangehenden Neubearbeitung seiner noch immer unübertroffenen Universalgeschichte des Altertums Beschränkungen auferlegen, die u. a. bereits vielfach zum Fortfall der bei ihm früher üblich gewesenen reichen Quellen- und Literaturnachweise geführt haben. Das neue Unternehmen der um die Orientalistik so verdienten Winterschen Verlagsbuchhandlung kann daher freundlichster Aufnahme gewiß sein, auch wenn der vorliegende erste Band einerseits noch kein abschließendes Urteil erlaubt, andererseits zu allerlei Bedenken Anlaß gibt. Diese richten sich zunächst einmal gegen die Abgrenzung des Stoffes, weil im 16. Jahrhundert v. Chr., mit dem B.s Darstellung einsetzt, kein wirklich Epoche machender Einschnitt in den kontinuierlichen Ablauf der gesamten altorientalischen Geschichte zu bemerken ist. Wie Ref. gleichfalls in der Deutschen Literaturzeitung demnächst näher ausführen wird, ist ferner die Gliederung des Werkes auch insofern nicht sehr glücklich, als Bilabel bisher nur die politische Geschichte gibt, die Schilderung der kulturellen Leistungen der einzelnen altorientalischen Völker also für einen späteren Band zurückstellt. Denn da die politischen Ereignisse wie auf anderes so vielfach auch auf die Kunst eingewirkt haben, die monumentalen Darstellungen nicht selten unsere besten Quellen zur politischen Geschichte sind, dürfte dies zur Folge haben, daß B. Wiederholungen nicht wird vermeiden können. Dies wird aber um so ermüdender wirken, als der erste Band selbst bereits manche Wiederholung enthält, weil sein zweiter Teil (S. 207—408) aus „Untersuchungen und Nachweisen" besteht, die verschiedene Abschnitte der vorangehenden Darstellung besser fundieren und erweitern wollen, namentlich dort, wo die Probleme im einzelnen noch ungeklärt sind, so z. B. hinsichtlich der Ethnographie und der historischen Geographie des Hethiterreiches von Boghazköj und seiner Chronologie. Diese Spezialuntersuchungen hätten daher wohl besser in einem gesondert käuflichen Anlageband ihren Platz gefunden, auch deshalb, weil einige von ihnen, wie diejenige über „die Besiedlung Kleinasiens durch die Ioner" (S. 380—408) — in der im übrigen die Ausführungen über den „Namen der Ἰάϝονες" ernste Beachtung verdienen — den eigentlichen Gegenstand des Bandes nur wenig berühren.

Daß der Band, dessen Druck sich recht lange hingezogen hat, infolge neuester Forschungsergebnisse in einzelnen Punkten bereits bei seinem Erscheinen veraltet sein mußte, ist selbstverständlich, andererseits kann jedoch nicht ganz übersehen werden, daß der Verf. die neuere Literatur nicht immer genügend beachtet hat bzw. gelegentlich ohne die erforderliche Sorgfalt vorgegangen ist.

Hierfür wenigstens einige Belege: Die Stadt, deren Verlust Abdiḫiba Kn. 290, 14 ff. dem Pharao meldet, ist gewiß nicht *Bīt-^{d}Ninib* (so Bilabel S. 84) zu lesen, sondern wahrscheinlich mit Schroeder OLZ 1915, 294 f. *Bīt-^{d}Laḫamu* = Bethlehem (anders Haupt ebda. 71). — Der Elamiterkönig, der vor Nebukadnezar I. zurückweichen mußte (S. 181; 345 vgl. 424), war *Ḫuteluduš-Inšušinak*, s. Thureau-Dangin RA X 97 f. — Die von Tiglatpileser I. während seines ersten Feldzuges besiegten Fürsten der Kurṭī und von Urartinaš hießen bekanntlich *Kili-Tešup* und *Šadi-Tešup* (s. schon Jensen ZDMG 48, 475 und besonders Streck ZA 18, 167), nicht etwa *Kilianteru* und *Šadianteru*, wie B. (S. 183) bietet. — Tukulti-Ninurta I. nennt sich nicht „Fürst aller Könige", wie B. S. 209[2] und 213 auf Grund von unrichtiger Übersetzung von KAH II 60, 10 f. meint, sondern führt vielmehr geradezu den Titel *„König der Könige"*, s. ZA N. F. 2 (36), 25[2]. — Der von B. (S. 268) übernommenen Behauptung Weidners, das alte *Kaniš* erscheine im Šarri-tamḫari-Epos als *Galašu* und dieser Name bezeichne auch den Mons Argaeus, hat Ungnad ZA N. F. 1 (35), 8[1] jede Grundlage entzogen. — S. 332 sub 11 nennt B. den von Rīm-Sin entthronten König von Assur (nach Schroeder) *Amēl-Aššur*, unmittelbar darauf aber nach Weidner richtig *Aḫi-Aššur*; ähnlich schwankt er S. 333 ff. zwischen den veralteten Lesungen *KA-TE-Aššur* und *KA-ŠA-Aššur* einerseits und der richtigen Lesung *Puzur-Aššur* andererseits, obwohl er Ungnad, OLZ 1921, 15 kennt und zitiert. — Auf der großen Übersichtskarte „Vorderasien und Ägypten im 15./14. Jahrhundert" (nach S. 475) ist *Kerkuk*, das wenig über 100 km östlich von Assur liegt, um etwa 200 km zu weit nach Osten gerückt und dem assyr. *Arzuḫina* gleichgesetzt, ohne daß diese — wohl von Forrer, Provinzeinteilung S. 41 übernommene, der herrschenden Ansicht aber widersprechende — Gleichung auf S. 187, wo sie zuerst begegnet, begründet wäre.

Eine weitere Belastung des Buches bilden stilistische Härten (z. B. S. 107: „andere Totentempel hat sich Seti in Schêch ʿAbd el-Ḳurna auf dem thebanischen Westufer erbaut, in dem auch Ramses I. Aufnahme fand") und insbesondere Redewendungen wie z. B. „verschachern" (S. 87); „papierne Ansprüche"; „unglaubliche Reklame" (S. 93); „eine Weltenwende in der Entwicklung des Neuen Reiches" (S. 117); „mit Sack und Pack" (S. 125); „machtvolle Aktion" (S. 127). Mag man Worte wie „Einsparung" (S. 39); „Feindbund" (S. 42; 78 u. ö.) u. dgl. mehr, die in den Jahren 1914—1918 geläufig waren, noch hinnehmen und auch einen überflüssigen Hinweis auf Frankreichs „Friedenspolitik" gegenüber Deutschland (S. 60) entschuldigen — von derartigen Ausdrücken und Sätzen wie „es ist amüsant zu sehen, wie man in Ägypten bei der Erfüllung solcher Forderungen gelegentlich großen Schwindel trieb" (S. 91) sollte unsere wissenschaftliche Literatur doch auch weiterhin frei bleiben!

Bleibt der vorliegende Band unter diesen Umständen hinter Ed. Meyers soeben erschienener Darstellung der gleichen Abschnitte der Geschichte Ägyptens, des Ḫattireiches,

Babyloniens und Assyriens zurück, so bedeutet er doch eine wesentliche Bereicherung der Fachliteratur. Nicht nur deshalb, weil B. mit den in Frage kommenden Sprachen (einschließlich des Elamischen und Hethitischen) vertraut und ein sehr guter Kenner der fast unübersehbaren Literatur ist und daher außer ausführlicher Darstellung viele willkommene Nachweise bringt, die bei Meyer und naturgemäß auch in (Klauber-) Lehmann-Haupts „Geschichte des Alten Orients" fehlen, sondern vor allem, weil er zu fast allen wichtigen Problemen selbständig Stellung zu nehmen bestrebt ist. Dies gilt besonders von den Untersuchungen zur Chronologie der Könige des „Neuen Ḫattireiches", des ägyptischen „Neuen Reiches" und der babylonischen und assyrischen Könige des 2. und 1. Jahrtausends (S. 282—371), die die künftige Forschung wird berücksichtigen müssen, und von seinen anregenden Ausführungen über die großen Völkerbewegungen der Ḫurriter sowohl wie der Seevölker (S. 138f.; S. 231ff.). Möge der Verf. darum recht bald Gelegenheit haben, sein mutig begonnenes Werk erfolgreich fortzusetzen!

Contenau, G.: **L'Art de l'Asie occidentale ancienne.** Paris und Brüssel: G. van Oest 1928. (58 S. Text, 64 Taf.) 4° = Bibliothèque d'Histoire de l'Art, hrsg. von Aug. Marguillier. 36 Fr. Bespr. von Eckhard Unger, Berlin.

Unter dem Titel „Kunst des alten Westasiens" faßt C. ein ausgedehntes Gebiet der Kunstgeschichte zusammen, nicht nur geographisch von Persien bis Kleinasien, Zypern, Palästina bis Petra, sondern auch zeitlich von ca. 3500 vor Chr. bis ins 3. Jahrhundert nach Chr. Es ist natürlich nur möglich, in 58 Seiten eine stark gekürzte, ausgewählte Darstellung zu geben, während jedes einzelne Gebiet schon für sich allein diesen Raum in Anspruch nehmen könnte. So vermag der Autor nur im Fluge bei den einzelnen, oft heterogenen Kulturen zu verweilen. Die Architektur ist S. 8 — 17 (Taf. I — XII) behandelt, die Plastik S. 18 — 43 (Taf. XIII — LVIII) etwas ausführlicher, das Kunstgewerbe S. 44 — 50 (Taf. LIX — LXIV). Die 64 Tafeln geben Proben der Kunstdenkmäler in ausgezeichneter Reproduktion. Ich möchte folgende besonders hervorheben: Taf. XIX ist neu, Fragment vom obersten Fries einer Gudea-Stele, ebenso die Photographie des Caillou Michaux (Taf. XXIII). Ein eigenartiges Kunstwerk ist die Komposition von drei stehenden Stieren aus Gold von einem Schmuckstück (Taf. LXII, links), zwischen den Tieren zwei Stauden mit achtblättrigen Sternblumen, anscheinend mit den Blumen vom Haarschmuck der Königin Schubad aus Ur identisch (Illustrated London News Nr. 4637 [1928], vgl. „Die Woche" vom 9. VI. 1928 S. 746). Eine vorzügliche Aufnahme ist vom Relief der Hammurapistele gemacht worden (Taf. XXI). Die vollständige Ansicht des Obelisken von Manischtusu ist sehr willkommen (Taf. XV). Das assyrische Relief (Taf. XXXV) ist irrig dem Assurnassirpal II. zugeschrieben, während es Tiglatpileser III. zugehört, vgl. meine „Reliefs Tiglatpilesers III. aus Nimrud" (PKOM V Nr. 11, Taf. 2). Die Statue des Lugaldalu von Adab (Taf. XIII, links) ist nicht nach de Sarzec, „Découvertes" reproduziert, sondern nach einer Photographie des Konstantinopler Museums. Der Autor gibt zum Schluss eine reichhaltige Bibliographie als Ergänzung. Das Bildermaterial bietet manche Vervollständigung und Verbesserung zu früheren Publikationen.

Capart, Jean: **Documents pour servir à l'étude de l'art égyptien I.** Publiés sous le patronage de la Fondation Égyptologique de Sa Majesté la Reine Élisabeth aux Musées Royaux du Cinquentenaire à Bruxelles. Paris: Les Éditions du Pégase 1927. (XVI, 89 S., 100 Taf.) 2°. 675 Fr. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Die allenthalben erwachende Teilnahme an der ägyptischen Kunst hat uns manche Arbeiten geschenkt, die teils durch Aufhellung ihrer Grundgesetze, teils durch treffliche Einzelbeobachtungen unser Verständnis entschieden gefördert haben. Eine ägyptische Kunstgeschichte hat sie nicht gezeitigt; sie konnte es nicht. Denn allzulange war die Wissenschaft den ägyptischen Denkmälern gegenüber in einer archäologisch-antiquarischen Betrachtungsweise gefangen geblieben, die auch dort, wo sie sich zu einer ästhetischen Würdigung zu erheben versuchte, nur selten über Gemeinplätze hinausdrängte. So wird die Forderung nach einer Geschichte der ägyptischen Kunst, so berechtigt und dringend sie ist, noch lange unerfüllbar bleiben. Um so dringender ist für unsere Zeit die Pflicht, die Vorarbeiten zu leisten, deren eine Gesamtdarstellung des Ablaufs der ägyptischen Kunst bedürfen wird. Zu ihnen gehört nicht zum wenigsten eine gute Veröffentlichung der einschlägigen Denkmäler. Hat doch manches Fehlurteil gut beobachtender und fein empfindender Forscher seinen letzten Grund darin, daß sie am Einzelfall haftend, ihr aus ihm abgeleitetes Urteil nicht an der Gesamtheit des Denkmälerbestandes richtigzustellen vermochten.

Hier setzt Capart ein. Es ist seine Absicht, aus der Fülle der Überlieferung die besten oder doch die für das künstlerische Schaffen des Ägypters aufschlußreichsten Denkmäler heraus-

zuheben und in einer Form zugänglich zu machen, die den Originalen nach Möglichkeit gerecht wird. Die Sammlung ist auf fünf Bände berechnet; indessen ist die Anordnung so getroffen, daß in jedem Bande die verschiedenen Perioden der ägyptischen Geschichte von der vorgeschichtlichen bis in die griechisch-römische Zeit annähernd gleichmäßig zu Wort kommen.

Schon der erste Band zeigt, welche Förderung wir von dem Werke erwarten dürfen. Sind doch unter den vorgelegten Stücken nicht wenige, die bisher entweder gar nicht oder doch nur in schwer zugänglichen Büchern und Katalogen veröffentlicht waren, so daß sie auch der Fachmann kaum kannte. Ich nenne, um nur einige der wichtigsten Denkmäler dieser Art herauszuheben, einmal eine Elfenbeinfigur des Mykerinos, die den Herrscher in der üblichen Weise ausschreitend, aber zugleich mit entschieden vorgeschobener rechter Schulter zeigt, so daß man sie als Teil einer Gruppe, am ehesten wohl einer Darstellung des einen Feind niederschlagenden Königs ansprechen muß, sowie ferner eine Büste Amenophis IV., die sich seit mehr als dreißig Jahren in der Sammlung A. Stoclet in Brüssel befindet. Es ist schwer zu verstehen, daß sich dieses Bildnis so lange der Aufmerksamkeit entziehen konnte. Denn es gehört in seiner Zartheit, die die eigenartigen Züge des Königs durchschimmern läßt, aber doch wieder verklärt, zu den besten Bildnissen, die wir von Amenophis IV. besitzen.

Noch manches andere Stück wäre besonderer Hervorhebung wert; doch es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Ich darf es um so weniger versuchen wollen, als auch von den Kunstwerken, die man wohl zu kennen meinte, dank der auf ihre Aufnahme und Reproduktion verwendeten Sorgfalt, die auch mit der Wiedergabe mehrerer, sich gegenseitig ergänzender Aufnahmen nicht spart, um einen möglichst ungetrübten Eindruck von der Wirkung des Originals zu vermitteln, manche in einem neuen Lichte erscheinen. Hierher möchte ich insbesondere den viel umstrittenen Kopf des Louvre rechnen, den Maspero an die bekannte Schreiberfigur der gleichen Sammlung herangerückt hat. Capart schließt sich diesem Urteil an. Und doch will m. E. gerade auf Grund der ausgezeichneten Abbildung, die Capart von diesem Kopf bietet, die nach den bisher vorliegenden, durchaus unzulänglichen Veröffentlichungen allenfalls erwägenswerte Ansetzung in das alte Reich ganz unmöglich scheinen. Capart selbst fühlt sich vor dem Kopf Amenophis IV., den Firth jüngst in Memphis gefunden hat, nicht ohne Grund an den des Louvre erinnert. Er würde drum wohl schwerlich ihn so zuversichtlich dem alten Reich zuzuweisen gewagt haben, wenn er sich ernstlicher mit der Frage der Datierung auseinandergesetzt hätte. Das ist, zum mindesten in dem begleitenden Text, nicht der Fall. Hier wie auch sonst geht dieser nicht über allgemeine Bemerkungen und leicht hingeworfene Einfälle hinaus.

Diese Gestaltung des Textes, die bei oft unnötiger Breite doch eine Auseinandersetzung mit den vorliegenden Problemen, ja oft auch nur einen Hinweis auf sie vermissen läßt, bildet einen entschiedenen Mangel des Werkes; er wird um so fühlbarer, als Capart in seinem Urteil oft recht eigene Wege geht. Wer u. a. in der berühmten Figur Ramses II. im Turiner Museum Sethos I. erkennt oder ein Bildnis mit der Beischrift Ramses II. als ein Jugendporträt Amenophis IV. deutet, muß seinen Standpunkt schon nachdrücklicher zu begründen versuchen, wenn er auf eine ernstliche Erwägung seiner These rechnen will.

Daß man dem Urteil Caparts auch dort, wo es weniger eigenwillig ist, nicht immer wird folgen können, versteht sich bei dem Stand unseres Wissens um die Entwicklung der ägyptischen Kunst, das doch noch immer in den Anfängen steht, von selbst. Macht doch gerade das Studium dieses Bandes eindringlich genug, wieviel uns noch zu tun bleibt. Dieser Aufgabe durch Darbietung reichen Materiales vorgearbeitet zu haben, ist ein Verdienst Caparts. Es wird noch größer sein, wenn er in den weiteren Bänden die Probleme schärfer zu fassen und tiefer zu durchdringen sucht. Bei seiner grossen Denkmälerkenntnis wird ihm das nicht schwer sein.

Wünschenswert wäre endlich noch eine schärfere Gliederung in den Literaturangaben, die zwischen Werken, in denen die in Frage stehenden Denkmäler veröffentlicht oder besprochen sind, und solchen, die lediglich Parallelen beibringen, kenntlich scheidet.

Pieper, Dr. Max: **Die ägyptische Literatur.** Wildpark-Potsdam: Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion 1927. (101 S.) 4° = Handbuch der Literaturwissenschaft, hrsg. von Oskar Walzel, Lfg. 79, 83. 85. Bespr. von W. Spiegelberg, München.

Was mir an diesem in vieler Hinsicht beachtenswerten Buch am wenigsten gefallen will, ist die Disharmonie von Form und Inhalt. Man wird mit einer reichlich saloppen Wendung „So mancher, dem vom alten Ägypten nicht viel mehr bekannt ist als Mumien, Pyramiden und — Tut-anch-Amon, hat den Schreiber dieser Zeilen erstaunt gefragt: Ja, gibt es denn über-

haupt eine ägyptische Literatur..?" in das Thema eingeführt und erwartet nun einen populären Überblick über die altägyptische Literatur — und ist in gewissem Sinne angenehm enttäuscht. Denn was nun folgt, ist eine kritische Betrachtung der Literatur des alten Ägypten mit vielen guten Beobachtungen. Sie zeigt, daß der sehr kenntnisreiche Verfasser in der Literatur aller Völker zu Hause ist, aber ich bezweifle, ob es ihm gelungen ist, dem weiteren Kreis, an den das „Handbuch" denkt, ein zusammenfassendes, fesselndes Bild der Literatur des Pharaonenreichs zu geben, die auf etwa 100 Seiten abgerollt ist und das gesamte ägyptische Schrifttum umfaßt vom 3. Jahrtausend bis in die römische Kaiserzeit. Dazu kommen allgemeine Betrachtungen über die ägyptische Sprache und Kunst sowie zahlreiche gute Bilder, die nicht immer in nahem Zusammenhang mit dem Text stehen. Die Literatur ist zeitlich nach den verschiedenen Perioden geordnet, und jeder einzelnen ist eine Skizze ihrer Kultur vorangestellt. Innerhalb dieses Rahmens sind die einzelnen Literaturwerke kritisch betrachtet mit allerhand scharfsinnigen Feststellungen, die freilich nicht selten zum Widerspruch herausfordern. Die Ergänzung des „Lebensmüden" (S. 29) erscheint mir z. B. unmöglich. Wie will man das Schlußgedicht „Der Tod steht heute vor mir" mit dem Gedanken vereinigen, daß sich die Handlung in der Unterwelt vor den Totenrichtern abspiele? Daß sich die Rekonstruktion des verlorenen Schlusses des Märchens vom verwunschenen Prinzen mit den erhaltenen Resten nicht verträgt, denke ich an anderer Stelle zu zeigen. Gegen die literarische Würdigung der sogenannten Bauerngeschichte ließe sich viel einwenden. Mir scheint nicht die geringste Verwandtschaft zwischen dem von P. angeführten Grimmschen Märchen und dem ägyptischen gekünstelten Literaturprodukt vorzuliegen. Dabei mag auch darauf hingewiesen werden, daß der Held der ägyptischen Erzählung kein Bauer ist, sondern ein Händler aus der Salzoase. Das ist ja die Bedeutung von *šḫtj*. Solche Leute, die mit ihren Waren als Hausierer durch das Land ziehen, können leichter und besser reden als ein Fellah. — Auch darin vermag ich P. nicht zu folgen, daß der amtliche Bericht des Unamûn (S. 77) ein reines Literaturwerk sein soll. Von diesem hat es nur die Kunst der Erzählung und des Dialogs übernommen, und die Erzählung ist ein Beweis dafür, daß es auch unter den Beamten in Ägypten feine Literaten gab, die einen trüben Bericht schmackhaft und wirksam machen konnten. Wir wissen ja durch den von P. gut gewürdigten Pap. Anastasi I, wie die Schreiber stilistisch und rhetorisch geschult wurden, so daß sie bei entsprechender Begabung gute Schriftsteller werden konnten. Zum Schluß möchte ich dem Buch noch etwas sehr Wertvolles nachrühmen. Es stellt literarhistorische Fragen, durch die es zum Nachdenken anregt, und ist dadurch eine nützliche Ergänzung zu Adolf Ermans schönem Buch, das zum ersten Male die gesamte bis jetzt bekannte Literatur der alten Ägypter einem weiteren Kreise erschlossen hat, mit Ausnahme der späteren hellenistischen Periode[1], die Pieper noch in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat.

Turaev (Turajeff), B. A.: **Papyrus Prachov** (russisch). Leningrad: Reichsak. f. Geschichte und materielle Kultur 1927. (3 S. Text, 5 Taf.) 2°. Bespr. von W. Spiegelberg, München.

Eine nachgelassene Arbeit des allzu früh auf tragische Weise als Kriegsopfer gestorbenen russischen Ägyptologen. Bei seiner Auffindung durch A. V. Prachov bestand der Papyrus aus vier getrennten flachgedrückten Rollen und einer Menge von Bruchstücken, deren Entrollung und Zusammensetzung 3 große und 9 kleinere Fragmente ergab. Es handelt sich um Rechnungen, die in der späthieratischen Kursive, der von Griffith als „abnormal Hieratic" bezeichneten hieratischen Schrift, geschrieben sind und paläographisch den von Griffith[2] und Georg Möller[3] so erfolgreich entzifferten Texten der Taharkazeit (25. Dyn.) sehr nahe stehen. In der richtigen Erkenntnis, daß für die Entzifferung dieser noch wenig bekannten Schrift nichts so notwendig sei als eine schnelle Bekanntgabe aller Schriftstücke dieser Schriftgattung, hatte Turaev sich zu einer Herausgabe des umfangreichen Moskauer Papyrus mit einem kurzen Begleittext entschlossen. Wären die Tafeln gut ausgefallen, so hätte diese Publikation der späthieratischen Paläographie die größten Dienste geleistet. Leider sind die Lichtdrucke aber ganz mißlungen, denn sie sind meist so matt und undeutlich, daß danach eine ernsthafte Entzifferung nicht möglich ist. Nur so viel sieht man, daß der Papyrus in der Tat so wichtig ist, daß er eine Publikation lohnte, und diese, aber nur mit den modernsten technischen Verfahren hergestellt, muß nach dem verfehlten ersten Versuch als ein dringendes Erfordernis bezeichnet werden. Vielleicht würde es sich auch

1) Sie ist auch in Roeders hübschem Buch „Altägyptische Märchen" (Diederichs, Jena 1927) berücksichtigt worden.

2) P. S. B. A. XXXI, S. 212 ff.

3) Zwei ägyptische Eheverträge aus vorsaïtischer Zeit. Abhandl. Berl. Akademie 1918.

empfehlen, vor einer neuen Aufnahme die Stücke den bewährten Händen von Dr. H. Ibscher anzuvertrauen, der hier und da noch Fragmente zusammenfügen könnte.

Die unzulänglichen nach dem Tode von Turajeff hergestellten Tafeln sind nicht ihm zur Last zu legen. Von ihm rührt lediglich der Text her, der zeigt, daß er sich in sehr anerkennenswerter Weise um das Verständnis des Papyrus bemüht hat. Da den wenigsten Ägyptologen der russische Text zugänglich sein wird, so gebe ich hier den Inhalt nach der auszugsweisen Übersetzung, die mir G. Bergsträßer in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt hat: Das Ganze ist anscheinend das Grundbesitzbuch eines der thebanischen Tempel oder Ähnliches. Oft wird die Gruppe wiederholt, mehrmals findet sich das Rameseum und der Tempel des Amenhotep III (? Verso). Es handelt sich um Listen von Personen mit ihren Ämtern, wozu Namen und Zahlen von Bodenmassen (Aruren) treten. An Stelle der Personennamen erscheinen bisweilen geographische Angaben nach Himmelsrichtungen, ohne daß ein System zu erkennen wäre. Die meisten Zeilen weisen rote Punkte und Striche (wohl Kontrollmarken) auf. Auch einzelne Worte oder Zahlen, gelegentlich auch Summierungen sind rot geschrieben. Kol. 1 und 8 (aber auch in anderen Kolumnen) steht oft der Titel var. [1] „Vermittler" (?), in 8/11 „Diener", ferner „Schreiber" Kol. 8 oberer Teil und (?) „Priester" (?). Auch „Priesterinnen" [2] sind genannt. Die Personennamen , und wiederholen sich oft. Bisweilen finden sich auch fremde Namen, offensichtlich libysch wie . Geographische Angaben sind bisweilen mit „gegenüber" eingeführt. So ist der „Ramsestempel" erwähnt (Kol. 14/4 v. u.), ferner Kol. 4/2 v. u.

1) Mir sind diese Lesungen aber recht zweifelhaft, die erste sogar ausgeschlossen. Ich denke an *shtj* „Weber"??

2) ist wohl Druckfehler statt .

„Haus des Amon, der große Pylon"[1]. Kol. 12/2 v. u. .... [2]. Irgendeine wird mehrfach Kol. 9 gegen Ende genannt, anscheinend in Abrechnung mit dem ganz unten manchmal genannten „Haus des Amon".

Von sonstigen Göttern erscheinen Sobk, Chonsu und anscheinend auch Thoth und Mut. Die Schrift der Rückseite ist klarer, doch ist keine Zeile ganz erhalten. Jede derselben enthielt eine vollständige Abrechnung, woraus es sich erklärt, daß die Ziffern viel höher sind bis zu 1600. Rechnungsausdrücke wie und finden sich. Der Name des Tempels Amenophis' III wird öfter erwähnt. Die Gruppe für „Pharao" zeigt häufig eine dem Pap. Abbott nahestehende Form.

1) Besser „der große ehrwürdige (? *šps*?) Pylon des Hauses des Amon . . . ."

2) Die Lesung ist mir auch im Anfang sehr zweifelhaft.

Box, G. H.: **The Testament of Abraham**, translated from the Greek Text with Introduction and Notes. With an Appendix containing a translation from the Coptic version of the Testament of Isaac and Jacob by S. Gaselee. London: Society for promoting Christian knowledge 1927. (XXXII, 92 S.). 8°. 6 sh. Bespr. von Johannes **Behm**, Göttingen.

In der 2. Reihe (hellenistisch-jüdische Texte) der S. P. C. K. Translations wird hier eine sorgfältige kommentierte Übersetzung der beiden griechischen Rezensionen geboten, in denen das Testament Abrahams erhalten ist, jene langatmige Legende von Abrahams Tod und Himmelsreise, die nach vergeblichen Versuchen Michaels der Todesengel Sammael zu bewirken weiß. In der über Überlieferung, theologischen Charakter, Quellen, literarische Beziehungen und Entstehungsverhältnisse des Buches knapp und gut orientierenden Einleitung nimmt B. gegen M. R. James mit einleuchtenden Gründen den wesentlich jüdischen Ursprung des Apokryphons an: in ihrer hebräischen Urform wird die Erzählung in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. geschaffen worden sein; eine freie griechische Version mit Zusätzen entstand wahrscheinlich bald darauf in Ägypten (Alexandrien). Zu der im Anhang gebotenen ersten englischen Übersetzung der koptischen Version

der Testamente Isaaks und Jakobs vermißt man vergleichende Heranziehung der arabischen und äthiopischen Versionen und eine Erörterung über das Verhältnis dieser zwei Testamente zu demjenigen Abrahams, mit dem sie in der orientalischen Überlieferung stets verbunden erscheinen.

Poebel, Arno: **Sumerische Untersuchungen I. II.** (Sonderdruck aus ZA N. F. 2 [36], 1—10; 3 [37], 161—176; 245—272). Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. gr. 8°. RM 4 —. Bespr. von Anton Deimel, Rom.

In seinen S. U. knüpft P. an die Erklärung weniger šumer. Sätze und Ausdrücke eine Fülle von scharfsinnigen Bemerkungen grammatikalischer und lexikalischer Natur, die sicher bei allen Šumerologen anregend wirken werden, auch bei denen, die prinzipielle Gegner weiter Partien seiner „Grundzüge der Sumerischen Grammatik" (GSG) sind.

Die beiden Untersuchungen zerfallen in fünf Abschnitte, in denen je ein kleiner Text behandelt wird.

ad 1. Geierstele Rs 2, 1—15. P.'s Erklärung von a-ba-dú(g)-ga-na scheint mir sicher richtig zu sein. Thur.-Dg.'s Auffassung von lù Umma ^{ki}-a als Genetiv abhängig von a-ba, von dem es durch dú(g)-ga-na getrennt ist, ist unhaltbar. Zur Deutung von Ni-sí(g) dürfte wohl besser verwiesen werden auf SAK 38, 3, 14: gìn-šú ni-ni-sí(g) im Sinne von: auf die Wage werfen, richten, verurteilen", ein Titel, der zum Richtergotte ^{d}Babbar gut paßt; vgl. auch SAK 20, b) 4, 6ff.

ad 2. Geierstele 7, 6—8: Die Lesung von URU als „eri" und die Auffassung dieser doppelsilbigen Form als Praefixverbindung trifft sicher das Richtige. Nur glaube ich nicht an P.'s Subjektselemente bei den Verbalpraefixen. „eri" scheint mir vielmehr einfach zu zerlegen zu sein in: e (Praefix) + ri (= ra Jnfix). Die Übersetzung von „ri" mit „dir" ergibt sich aus dem Zusammenhange (wegen des vorhergehenden Pronominalsuffixes „za").

ad 3. Geierstele col. 10. P.'s Auslegung scheint mir gut annehmbar zu sein, na-rú-a ist aber nicht „Statue", sondern „Stele". Daß eine Statue (a-lam) einen Namen hat, würde nicht so sehr auffällig sein.

ad 4. Zur Reihenfolge von Subjekts- und Kausativelement im aktiven Praeteritum. Die Existenz von Subjekts- und Kausativelementen bei den Verbalpraefixen und einer besonderen Form für das aktive Praeteritum scheint mir in keiner Weise gesichert zu sein.

ad 5. AO 4331 + 4335 Vs 2—5. Das Bemerkenswerteste in diesem Abschnitte sind die kühnen Analysen des stark phonetisch geschriebenen Textes. Sie scheinen mir Glanzleistungen Poebelscher Zerlegungskunst zu sein. Die wichtigsten von ihnen sind:

zi-dam-da-me-na-me-en = zi-dam-dam-[e-ne-a(k) me-en;
zi-dumu-za-me-na-me-en = zi-dumu-[zam (= sag)-e-ne-a(k) me-en;
dumu-zu-e-na = dumu zu-en-a(k) (Sin's).
za-na-ta = za(g)-(a)n-a(k)-ta
za-na-am-zu = zu-a(k) (a-) na-am-zu [(= „deiner dein Wort").

Da Poebel in seinem Kommentar bei jeder Form eine Menge von Paralleltexten beibringt, verliert man bei seinen gewagten Analysen nie das Gefühl der Sicherheit. Diese wenigen Beispiele zeigen aber zur Genüge, welche Kenntnisse und welch feiner Takt bei einem zuverlässigen Übersetzer šumerischer Hymnen gefordert werden. Möge uns der verdiente Verfasser von GSG noch viele Proben seines Scharfsinnes bei der Erklärung dieser überaus schwierigen Textklasse geben. Und wenn ich hier einem Wunsche Ausdruck geben darf, wäre es dieser: Wie P. Maurus Witzel seinen Hymnenübersetzungen einen ausführlicheren Kommentar hinzufügen sollte, so wäre bei P. die Behandlung größerer Texte (z. B. doch wenigstens einer ganzen Hymne) dringend erwünscht.

Clay, Prof. Dr. Albert T.: **Letters and Transactions from Cappadocia.** New Haven: Yale University Press; London: Oxford University Press 1927. (28 S., 85 Taf.) 4° = Babylonian Inscriptions in the Collection of James B. Nies, Yale University, Vol. IV. 35 sh. Bespr. von Friedrich Hrozný, Prag.

Mit aufrichtiger Wehmut nimmt man diesen sehr vornehm ausgestatteten Inschriften-Band in die Hand: es ist die letzte Schrift des kürzlich verstorbenen und besonders als Herausgeber von Keilschrifttexten rühmlichst bekannten amerikanischen Assyriologen Albert Clay, Professors der Yale University. Clay hat vor einigen Jahren für die Nies'sche Sammlung der babylonischen Altertümer an der Yale University eine große Anzahl von altassyrisch-kappadokischen Tontafeln angekauft. Die besten Inschriften dieser Sammlung hat er noch kurz vor seinem im September 1925 erfolgten Tode autographiert, ohne indes das Werk völlig abschließen zu können. Glücklicherweise nahmen sich der Herausgabe dieses Werkes Clay's Kollege Charles C. Torrey und Clay's Schüler Ferris J. Stephen mit großer Pietät an, und so liegt uns nun Clay's letztes Werk etwa in der Gestalt, wie sich es der verstorbene Verf. vorstellte, vor.

Das Werk enthält Autographien von 233 zumeist sehr gut erhaltenen Kültepe-Inschriften, Autographien, die von Clay stammen und die alle Merkmale seiner Herausgeberkunst tragen: sie sind sehr sauber und sorgfältig gemacht und sind auch sehr gut lesbar. Auch einige Tontafeln in Tonhüllen werden hier mit ihrem doppelten Text wiedergegeben. Wenn sich oft auch keine wesentlichen Abweichungen zwischen dem Text der Tontafel und jenem der Hülle ergeben, so empfiehlt es sich nach der Ansicht des Referenten im Allgemeinen doch — wie es ja auch Clay bei dieser Edition getan hat —, die Tonhüllen, natürlich mit der nötigen Vorsicht, aufzumachen. Gelegentlich kommen hier doch sehr wichtige Varianten sowohl in dem Texte, als auch besonders in den Eigennamen (Abkürzungen usw.) vor. Um nur einen derartigen Fall zu nennen, so sei hier die aus den tschechoslovakischen Ausgrabungen auf Kültepe stammende Inschrift Kültepe Nr. 16 erwähnt, die einen auch sonst sehr interessanten Eigennamen auf dem Umschlag *Kulšataš*, in dem Text selbst hingegen *Kulšan* schreibt[1]! Auf 5 heliotypisch hergestellten Tafeln werden dann Photographien von wichtigeren Siegelabdrücken gegeben. Es ist sehr zu bedauern, daß der frühe Tod die Absicht des Verfassers vereitelt hat, diese sehr interessanten Siegelabdrücke auch in genauen Zeichnungen zu publizieren, die ja für eine erschöpfende Verwertung derselben unumgänglich notwendig sind.

Die hier von Clay herausgegebenen Inschriften weichen in nichts von den bereits bekannten Kültepe-Texten ab. Es sind teilweise Briefe, teilweise geschäftliche Urkunden aller Art. Besonders häufig ist in diesen Texten der Großkaufmann *Pûšukîn* vertreten: nicht weniger als 38 Briefe dieser Sammlung sind entweder an ihn adressiert oder von ihm geschrieben. Sein Bureau scheint sich in den nordöstlichen Teilen des von der tschechoslovakischen Expedition ausgegrabenen, den Erben eines gewissen Hadschi Mehmed gehörenden Feldes befunden zu haben, wo die ländlichen Archäologen von Kara Höjük, Gömetsch, Salyr usw. besonders viel gegraben haben. Westlich davon befand sich vor allem das Bureau des Großkaufmanns *Imtilum*, dessen Archiv (neben anderen) zu entdecken der tschechoslovakischen Grabung vorbehalten war.

Vor den Autographien gibt Ferris J. Stephens auf 9 Seiten ein sehr dankenswertes Verzeichnis der in den Texten vorkommenden Personennamen. Interessant ist z. B. der Name *Dunumnaš* (Nr. 208, Taf. Z. 3), der anscheinend bereits die bekannte hethitische Gentilizienendung *-umnaš* aufweist. Das Vorkommen dieser Bildung bereits in der assyrischen Epoche Kappadokiens befürwortet wohl meine Erklärung derselben, die ich Sprache der Hethiter S. 50, Anm. 2 und Völker u. Sprachen d. alten Chatti-Landes S. 47 gab, wonach sich *-umnaš* aus der assyrisch-babylonischen Endung *-um* (Mimation) + dem Suffix *-na-* + heth. Nominativendung *-š* zusammensetzt.

Alles in Allem stellt diese posthume Schrift Clays eine sehr wertvolle Bereicherung der assyriologischen und auch der hethitologischen Literatur dar, für die wir nicht nur dem verewigten Verfasser, sondern auch den beiden Herausgebern zu größtem Dank verpflichtet sind.

1) Dieser Name könnte mit dem Namen der heth. Schutzgottheiten des Hauses, wie auch des Grabes *Kulšeš*, bzw. *Kulaššeš* zusammenhängen, falls — was ja ziemlich wahrscheinlich ist — das Zeichen GUL dieser Götternamen, wie auch des entsprechenden Verbums (*kulšanzi* etc.) wirklich phonetisch zu lesen ist (näheres darüber an anderem Orte). Unter demselben Vorbehalt habe ich die erwähnten hethitischen Götternamen auf dem I. internationalen etruskologischen Kongreß in Florenz (am 30. April d. J.) vermutungsweise mit *Culšanś*, dem Namen des etruskischen Janus, Beschützers der Tore, wie auch andererseits mit *Culśu*, dem Namen einer etruskischen Unterweltsgöttin, zusammengestellt. Weiteres hierzu an anderem Orte.

Goldberg, Oskar: **Die Wirklichkeit der Hebräer.** Einleitung in das System des Pentateuch Bd. I. Deutscher Text zur hebräischen Ausgabe. Berlin: Verlag David 1925. (VI, 301 S.) gr. 8°. RM 7.50; geb. 10 —.

Unger, Erich: **Das Problem der mythischen Realität.** Berlin: Verlag David 1926. (41 S.) kl. 4°. = Die Theorie, Versuche zu philosophischer Politik, 3. Heft. RM 2 —. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin.

Die Absicht der beiden Verfasser ist darauf gerichtet, zum Text des Pentateuch eine „ganze objektive Welt zu ermitteln, die hinter diesen mythischen Urkunden steht und in ihnen" — für uns nur noch schwer erkennbar — „vorausgesetzt wird" (Unger, S. 33). Unter diesem Leitgedanken sucht die Goldbergsche Schrift eine exegetische Einleitung in den Pentateuch darzubieten. Natürlich nicht im geläufigen und üblichen Sinne, sondern als Beispiel einer „Mythologie", worunter der Verfasser die „Lehre vom Bestehen einer metaphysischen Volkswirklichkeit und einer vom Volkskörper getrennt vorhandenen metaphysischen Volkskraft, dem biologischen Zentrum oder dem Gott" verstanden wissen will. Es kommt Goldberg also an auf den „ganzen Umkreis des Verhältnisses von Volk zu Gott, das sich sowohl durch psychophysiologische als auch durch psychophysische Wechselwirkungen experimentiell nachweisen läßt". Nicht nur der Gott hat für das Volk, sondern umgekehrt hat auch das Volk für den Gott wichtige biologische Bedeutung, insofern es „das Instrument seiner Macht ist, vermittels dessen er den Materien-Abstieg vollzieht, d. h. über die Materie selbst, besser, über den Spannungszustand zwischen Geist und Materie herrscht" (S. 16). Der Pentateuch „ist der Bericht über den Auseinandersetzungsprozeß der realitäts-

bildenden Mächte, der Götter", also „die Geschichte der Beziehungen des Elohim JHWH zu den anderen Elohim", wie dieses Buch sich ja selbst (!) als „Sefer Milchamot JHWH bezeichnet". Die „Aufkolonisierung" der hiesigen Welt durch die „Kolonisationsmächte", die anderen Elohim, ist so gründlich geschehen, daß dem Elohim JHWH nur die Wüste übrig blieb, so daß er genötigt (!) war, zur Volksgründung und zur Rückeroberung eines Landes zu schreiten" (S. 35). Da die „ganze Aufgabe des Hebräertums überhaupt in nichts anderem als darin bestand, Gott eine Wohnung, ein Mischkan, herzustellen und seine Anwesenheit herbeizuführen" (S. 50), bedeutet nach G. der Prophetismus eine „Rückbildung", deren „letztes Stadium die völlig metaphysikfremde Zeit der späten Psalmen" darstelle. Für eine richtige Auffassung und Übersetzung des Pentateuch ist nach G. entscheidend der Grundsatz, daß „sämtliche hebräischen Verben, die eine gleichlautende Folge ihrer Radikalbuchstaben haben, sich auf die gleiche Grundbedeutung zurückführen lassen" (S. 104). Auf Grund dieser „etymologischen Methode" fällt für Goldberg Elohim als Gottesbegriff und an die Stelle des Sündenbegriffs hat der dynamische des Fehlers zu treten (S. 111), während das Wunder durch den Begriff der „metaphysischen Probe" zu ersetzen sei (S. 117). Die Geschichtsschreibung des Pentateuch ist nach G. „paradigmatisch", indem sie nicht nur der historischen Übermittelung dient, sondern an den Einzelfällen wichtige Sachverhalte der Auffassung und Bedeutung des ganzen Systems zu demonstrieren habe (S. 127). — Diese Proben, bei denen es dem Ref. nicht auf eine Entwickelung des gesamten Buchinhaltes ankam, werden genügen, um dem Leser einen Eindruck von Goldbergs Arbeit zu vermitteln. Ein zweiter Band soll dann später das Ritual und die Ritualsysteme behandeln. Das Buch ist reich an originellen Gedanken, und hier und da wird G. Zustimmung im einzelnen finden können. In seiner Gesamtheit jedoch wird es abzulehnen sein und auf Widerspruch stoßen; nicht nur wegen dieses oder jenes Irrtums, sondern vor allem, weil G. von dem Vorsatz ausgeht, daß „der Pentateuch aus einem Guß ist" (S. 60), und weil er das gesamte bisher erarbeitete folkloristische Material ganz unberücksichtigt läßt.

Ungers anspruchlosere Schrift will eine Einleitung in Goldbergs Gedankengänge bieten. Dieser Zweck wird durchaus in seinem Vortrag erreicht. Es ist dankenswert, daß U. sich besonders eingehend mit der recht schwierigen prinzipiellen Seite des „Problems der mythischen Realität" beschäftigt. Freilich wäre zu wünschen, daß der Herr Verf. mit demselben kritischen Blick, mit dem er die bisherigen Auffassungen des Pentateuch beurteilt, auch Goldbergs „Wirklichkeit der Hebräer" gelesen hätte.

Storr, Dr. Rupert: **Das Frömmigkeitsideal der Propheten.** Münster i. W.: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1926. (59 S.) 8°. = Biblische Zeitfragen, hrsg. von Dr. P. Heinisch und Dr. Maier; XII. Folge, Heft 3/4. RM 1.40. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Vorliegende gemeinverständliche Untersuchung will „die Frömmigkeit der Propheten und das Ideal, das ihnen für sich und ihr Volk vorschwebte", zur Darstellung bringen. Dem Herrn Verfasser kommt es nicht darauf an, zu zeigen, „wie das Frömmigkeitsideal der Propheten sich entwickelte und auswirkte", „nicht auf das Werden, sondern das Sein". Daher verzichtet er darauf, historisch vorzugehen und ist bemüht, seiner Aufgabe lediglich auf systematischem Wege gerecht zu werden. Storr gruppiert: I. Die Elemente der Frömmigkeit: ihre Erfahrung; ihre Grundlagen (Gottesgedanke, Gottes Verhältnis zum Menschen, Gottes Geist, Weg zur Frömmigkeit); ihre Betätigung (Gottes- und Nächstenliebe); ihre Typen; ihre Beziehungen zum Übel, zur Sünde und der Erlösung. II. Das Wesen der Frömmigkeit: ihre Charakterisierung (ihr Wert); ihre Motive (Furcht und Liebe) und ihre Folgen (Freude und Liebe). Das Büchlein ist mit viel Liebe für den behandelten Gegenstand geschrieben; allerdings dürfte es dem Verf. nicht gelungen sein, „das fließende Leben in seiner Unmittelbarkeit" zu erfassen. Denn dieses ist nun einmal gebunden an die Einzelpersönlichkeiten, und die Einzelzüge der Frömmigkeit können wir nur in subjektiver und individueller Ausprägung bei ihnen erkennen. Storr dagegen trägt alles gleichsam auf einer Fläche auf, so daß bei der angewandten Methode die Bedeutung der einzelnen Propheten und ihrer Frömmigkeit vollkommen zurücktritt.

Erik, Max: **Die Geschichte der jiddischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Haskala-Periode** (14.—18. Jahrhdt.). Mit 35 Bildern und Melodien [די געשיכטע פון דער יידישער ליטעראטור]. Warschau: Verlag Kultur-Liga 1928. (450 S.) gr. 8°. — Bespr. von W. Staerk, Jena.

Diese umfangreiche jüdische Literaturgeschichte tritt sehr bescheiden als erster Versuch einer synthetischen Gesamtdarstellung der älteren Literatur von Juden in jüdisch-deutscher Sprache innerhalb des deutschen Kulturgebietes auf. Sie ist in der Tat ein bedeutender Fortschritt über die bisherige, im Ganzen recht kümmerliche Behandlung des Gegenstandes hinaus, der wohl vorübergehend einmal das Interesse der Germanisten und Literarhistoriker gefunden hat, aber in der Hauptsache immer in dem engsten Kreise der Kenner des deutschen Judentums mit seiner vielgestaltigen und innerlich reichen geistigen Bewegung verblieben ist. Steinschneider, Güdemann, Grünbaum — um nur diese hervorragenden Forscher zu nennen — haben hier vorgearbeitet, und ohne ihre Tätigkeit ist keine jüdisch-deutsche Literaturgeschichte zu denken. Aber der große Wurf einer Darstellung, die in Stoffbeherrschung, Methode und geistiger Durchdringung des Materials den wissenschaftlichen Forderungen entspricht, die an eine Literaturgeschichte gestellt werden müssen, ist doch erst dem verdienten Verfasser des vorliegenden Buches gelungen. Die Histoire de la Littérature Judéo-Allemande von Pinès-Andler (Paris 1911) geht über die ältere Zeit auf wenigen Seiten fort. Die von dem Ref. gemeinsam mit A. Leitzmann versuchte Darstellung beschränkt sich mit Absicht auf das Gebiet der die Bibel betreffenden Literatur, Glossare, Übersetzungen und Bearbeitungen (Die jüdisch-deutschen Bibelübersetzungen. Frankfurt 1923).

In Rücksicht darauf, daß der Stoff dieser Literaturgeschichte noch weithin außerhalb der

jüdischen Forscherkreise terra incognita ist, darf sich Ref. hier auf eine Angabe des reichen Inhalts von Erik's Darstellung beschränken. Die Einleitung orientiert in Kürze über die kulturgeschichtliche Lage der deutschen Juden im ausgehenden Mittelalter, über die Anfänge ihrer Literatur, über deren neue geistige Mittelpunkte und schließt mit einer periodisierenden Skizze der älteren jüdisch-deutschen Literatur. — Das 1. Buch beschreibt in 5 Kapiteln „Die Spielmann-Periode der jüdischen Literatur" (Unterhaltungsliteratur: Übersetzungen, Legenden, Epos, Roman, Lyrik). Das 2. Buch ist der Bildungs-Literatur des 16.—18. Jahrh. gewidmet (Zenne-Renne, Moralia, Novellistik und Volksbücher, historische Schriften und Memoiren). Ausführliche Literaturangaben, Register und innerhalb des Textes der einzelnen Abschnitte Proben der besprochenen Literatur- und Reproduktionen von handschriftlicher Überlieferung erhöhen den Wert dieses Werkes, mit dem die aufstrebende jüdische Wissenschaft in dem alten Sprach- und Kulturgebiet des Jüdisch-Deutschen — ihr Zentrum ist Wilna — einen neuen Beweis ihres Forschungseifers, ihrer ausgebreiteten Gelehrsamkeit und methodischen Schulung gegeben hat.

Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. I. Bd.: Aach bis Akademien. Berlin: Eschkol A.-G. 1928. (XXXI, 1216 Sp.) 4°. Bespr. von F. Perles, Königsberg i/Pr.

Der erste Band der Encyclopaedia Judaica, deren Probeheft an dieser Stelle[1] angezeigt wurde, ist soeben erschienen. Auf Grund einer größeren Anzahl von Stichproben hat Ref. den günstigsten Eindruck von der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit des Werkes gewonnen. Unter der Leitung von Jakob Klatzkin als Chefredakteur und Ismar Elbogen als seinem Stellvertreter, denen eine Redaktionskommission von 17 weiteren Fachmännern zur Seite stand, haben mehrere hundert jüdische und christliche Mitarbeiter aus den verschiedensten Ländern die schwierige Aufgabe gelöst, auf einem so viel umstrittenen Gebiet das unübersehbare Material in streng wissenschaftlicher Form unter ausdrücklicher Ablehnung irgend einer Parteitendenz vollständig und übersichtlich vorzulegen. Subjektive Werturteile wurden grundsätzlich ausgeschaltet nicht nur bei den die Gegenwart berührenden Artikeln, sondern z. B. auch bei bibelwissenschaftlichen Artikeln, die in referierender Form sowohl die traditionelle Anschauung als auch die historisch-kritische Auffassung mitteilen.

1) XXIX 998ff.

Während das gleichzeitig erscheinende vierbändige „Jüdische Lexikon"[1] sich an den weiten Kreis der Gebildeten wendet und darum besonders stark das Judentum der Gegenwart berücksichtigt, sind in der E. J. alle Erscheinungsformen des Judentums in allen Zeiten und allen Ländern gleichmäßig behandelt. Das vollendete Werk soll 15 Bände und einen Indexband umfassen.

Das gehaltreiche Geleitwort charakterisiert die früher in englischer, russischer und hebräischer Sprache erschienenen enzyklopädischen Werke über das Judentum, nennt die Hauptvorzüge, die das vorliegende Werk ihnen gegenüber aufweist und weist namentlich auf die Fortschritte in der Stoffgliederung hin. Inhaltlich sind es insbesondere folgende Disziplinen, die eine auf der Höhe stehende Neubearbeitung und Umgestaltung gefunden haben: „alt-orientalische Wissenschaft, Bibelforschung, vergleichende Religionswissenschaft, Hellenistica, Geonica, Geschichte der Kabbala und des Chassidismus, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und selbstverständlich das zeitgenössische Judentum in allen seinen Erscheinungen". Daneben kommen besonders zur Geltung „die wissenschaftliche Ergründung des Talmuds und des talmudischen Rechts, die fortschreitende Erforschung der semitischen Sprachen, die neueren Einzelstudien auf dem Gebiete der jüdischen Geschichte, besonders der wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge sowie der neuhebräischen und jiddischen Literatur und manche bisher vernachlässigte Gebiete, wie die der jüdischen Kunst, der jüdischen Folklore, der Demographie und Berufsstatistik u. a. m." Was die Stoffgliederung betrifft, so wird der durch die alphabetische Anordnung des Stoffes bedingten Zersplitterung des Inhalts durch eine ganze Anzahl von systematischen Gesamtdarstellungen entgegengewirkt, die nach Bedarf auch in Sonderdrucken erscheinen sollen.

Noch vor dem Erscheinen des ersten Bandes hat die E. J. einen schweren Verlust erlitten, indem eines der hervorragendsten Mitglieder des Redaktionskollegiums, der Hebraist und Historiker Dr. Jakob N. Simchoni im Alter von 44 Jahren plötzlich starb.

Als besonders interessante oder wichtige Artikel aus dem Bande seien hervorgehoben: Abbreviaturen, Aberglaube, Abessinien, Achad Haam, Adrianopel, Afrika, Abgaben und Steuern, Agada, Agadische Literatur, Ägypten,

1) Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens, hrsg. v. Georg Herlitz und Bruno Kirschner. Jüdischer Verlag. Berlin 1927. Bisher erschien Bd I (1472 Sp. 4°).

Akademien (talmudische) sowie eine beträchtliche Anzahl von Artikeln über Tannaiten, Amoräer und mittelalterliche Gelehrte.

Die Ausstattung des Werkes ist vornehm, der Umfang des Illustrationsmaterials hält sich in mäßigen Grenzen und beschränkt sich unter Verzicht auf Porträts zeitgenössischer Persönlichkeiten auf „archäologische und kulturhistorische Denkmäler, Inschriften, Münzen, Wappen, charakteristische jüdische Bauten, Ansichten von jüdischen Siedlungen, Darstellungen jüdischer Lebensart, veranschaulichende Abbildungen aus dem Gebiete des Rituals und der Folklore, sowie originalgetreue geschichtliche Urkunden, ferner Reproduktionen von Kunstwerken sowie Landkarten, Städtepläne, statistische Tabellen, graphische Zeichnungen und Notenbeilagen".

Die nachstehenden Berichtigungen betreffen fast nur untergeordnete Punkte: 184 Z. 18 בגלטורי ist wohl eher סגלטורי zu lesen d. i. *siglatura* „Abkürzung durch Anfangsbuchstaben" (Analekten 7). Die ebd. Z. 8 v. u. erwähnte Zusammenstellung der in abbreviierter Schreibung überlieferten Bibelhandschriften mit den talmudischen סירוגים findet sich zuerst in meinen Anal. (S. 9). — 222 Z. 14 lies: Phylakterien. — 329 s. v. „Abinu Schebba-Schamajim" fehlt der älteste rabbinische Beleg: Mechilta 74a אבני מזבח .... שמטילות שלום בין ישראל לאביהם שבשמים (im Munde R. Jochanan ben Zakkai's, also spätestens zwischen 70 und 80 n. Chr.). — 557 Z. 5 v. u. adde: Jewish Studies in Memory of Israel Abrahams. New York 1927 mit Beiträgen von G. A. Kohut, Wise, Wright, Harris, Foakes Jackson, Krass, Montefiore zur Würdigung von I. A. — 561 Z. 26 v. u. lies ἀρχιστρατηγός. — 562 Z. 12 lies πνεῦμα πάμφαγον. — Ebd. Z. 25 v. u. lies ἑνός. — 563 Z. 23 lies δοκιμάζω. — 847 (zwischen Wartenegg und Werl) adde: Angelo von Wassermann (Vater von Prof. August von W.). — 913 Z. 8 v. u. „Mara" lies „Mora". — 964 Z. 7 v. u. „Chroniken" lies „Chronik". — Ebd. Z. 6 v. u. lies „sind" und ändere den vorhergehenden Punkt in Komma. — 968 Z. 26 v. u. „Sab." lies „Schab". — 969 Z. 21 „Ekeh" lies „Ekeb". — 970 Z. 1 v. u. „Tann. 2" lies „Tann ²I". — 972 Z. 6 v. u. „Clemen" lies „Clemens". — 973 Z. 28 „Dienstag" lies „Mittwoch". — 976 Z. 25 v. u. „we-Jeterot" lies „witerot" (ויתרות). — Ebd. Z. 11 v. u. (bis) lies Tertullian. — 978 Z. 1 v. u. lies „Hippolytus". — 979 Z. 9 ist statt 1909 zu lesen 1900. Außerdem fehlt dort Ginzberg's frühere Arbeit: Die Hagada bei den Kirchenvätern I. Teil. Die H. in den pseudo-hieronymianischen „quaestiones". Amsterdam 1899. — 1060 Z. 8 v. u. „Sabbatjabe" lies „Sabbatjahr".

Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes herausgegeben von Prof. D. Albrecht Alt. 23. Jahrgang (1927). Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. (132 S., 1 Textskizze, 1 Kte, 9 Abbild. auf Taf.) gr. 8°. RM 4.75; geb. 6 —. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster in Westf.

Zum ersten Male seit Bestehen des Pjb zeichnet Gustaf Dalman nicht mehr als Herausgeber. Der Vorstand des Deutschen Evangelischen Palästinainstituts teilt im Vorwort mit, daß er Albrecht Alt mit der weiteren Herausgabe betraut habe, und verbindet damit Worte wärmsten Dankes für den bisherigen Herausgeber. Dalmans Verdienst um den deutschen Anteil an der Palästinaforschung wie an der Wissenschaft der Palästinakunde überhaupt kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. „Das Palästinajahrbuch verdankt Herrn Professor D. Dalman seine Entstehung und seine auch in schwerster Zeit mit zäher Energie bewirkte Durchführung" heißt es im Vorwort. Das ist richtig, und man bemerkt darum mit Bedauern, daß Dalmans Name nicht wenigstens durch das Titelblatt in geeigneter Form dauernd auch äußerlich mit dem Jahrbuch als seinem Werk verbunden bleibt, wie es sonst üblich ist.

Wie nicht anders zu erwarten, führt A. Alt Dalmans Werk in mustergültiger Weise weiter. Zunächst erstattet er, wie schon seit 1922, den Bericht über die Tätigkeit des Instituts im Berichtsjahre, der vor allem eingehende Mitteilungen über die unter Alts Leitung ausgeführten Ausflüge und Reisen der Institutsmitglieder enthält. Darin findet sich auch diesmal eine Fülle wertvoller Beobachtungen und Vermutungen vorzüglich zur historischen Geographie Palästinas. Dieses reiche Material erscheint in der schlichten Form des Reiseberichts in diesen verstreut. Für die Jahrgänge XI — XX ist es in dem mit Bd XX erschienenen Sammelregister verzeichnet, wie für Jahrg. I — X in Bd. X. Vielleicht darf der langjährige dankbare Benutzer des Pjb die Bitte aussprechen, es möchte auch schon jedem Bande für sich ein genaues, nicht nur die geographischen Namen, sondern auch die Sachen und Probleme verzeichnendes Register beigegeben werden; das würde den wissenschaftlichen Nutzen des Pjb noch wesentlich erhöhen.

Dem Bericht Alts folgt ein umfangreicher Vortrag von J. Hempel über „Westliche Kultureinflüsse auf das älteste Palästina". Die durch Verwertung einer weit verstreuten Literatur ausgezeichnete Abhandlung hat es vor allem mit der Philisterfrage und mit dem Verhältnis Palästinas zur kretisch-mykenischen Kultur zu tun. Der Verf. formuliert die Ergebnisse, die sie sich ihm darstellen, in folgenden Sätzen:

„In der frühesten Zeit gehörte Palästina zu einem Kulturkreis, der seinen Schwerpunkt in der ägäischen Inselwelt hatte. Eine gewisse Einheitlichkeit der Bevölkerung mag damals die Inselwelt, das vorgriechische Griechenland und Kleinasien umfaßt haben... Dieser Kulturkreis wurde durch die Semitisierung Palä-

stinas, genauer gesagt durch seine Eingliederung in einen östlichen Kulturkreis mit zweifellos semitischem Einschlag gesprengt; das geschah in der frühen Bronzezeit. Auch Kleinasien gewann damals durch die protochattische Einwanderung ein anderes Gesicht, ohne daß jedoch die Beziehungen zum Westen auf die Dauer aufgehoben worden wären. In der ägäischen Welt arbeitet sich... Kreta zur Höhe seiner gewaltigen Leistung empor... Durch ägyptische Vermittlung und vielleicht auch durch Warenhandel wird Palästina in der Zeit des ägyptischen Mittleren Reiches von dieser Kultur erreicht und auch die Bewegung der Hyksos bringt von Kleinasien her einzelne Elemente minoischer Kunst in das Land. Aus der werdenden Kulturgemeinschaft der westlichen Welt aber, die die Zeit des Neuen Reiches auszeichnet, wird das Bergland Palästinas durch die seit etwa 1550 im Gange befindliche Einwanderung der Wüstenstämme herausgelöst. Nur die dem ägyptischen Einfluß zugänglich gebliebenen oder ihm wieder eröffneten Teile des Landes stehen auch weiterhin minoischem Import und seinen einheimischen Nachahmungen offen. Wo aber dann in den Philistern eine ihrer Heimat nach nicht sicher abzuleitende Welle in das Land schlägt, da bedeutet ihr Erscheinen nicht eine Eingliederung Palästinas in die Welt des Westens, sondern die Zerschlagung jener Kulturgemeinschaft und die endgültige Zurückdrängung der westlichen Einflüsse auf die Rolle eines sehr bescheidenen Nebenfaktors, bis nach Jahrhunderten der Zug Alexanders die große Wendung mit sich bringt."

An diese archäologischen Untersuchungen schließt H. noch einige Bemerkungen zu den religionsgeschichtlichen Fragen an, die damit in Verbindung stehen. Die schwierige und vielfältige Problematik des Gegenstandes läßt mehr als das bloße Referat über den außerordentlich anregenden Vortrag nicht zu. Für eine sehr eindrucksvolle Darstellung des Kampfes um Beth-Ter verwertet H. Strathmann auf der Institutsreise gemachte Funde der römischen Zirkumvallation um Beth-Ter in größerem historischen Zusammenhang. — Endlich teilt Hilma Granqvist volkskundlich interessante Erzählungen aus dem Munde von Bauernfrauen aus dem Dorf Arṭās bei Bethlehem mit.

Schubart, Wilhelm: **Das Weltbild Jesu.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1927. (54 S.) gr. 8°. = Morgenland. Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, Heft 13. RM 2 —. Bespr. von Ernst Lohmeyer, Breslau.

Es gibt wenige Schriften der letzten Jahrzehnte, die so fein und eindringlich die Umwelt Jesu schildern wie die oben genannte, aus einem Vortrage entstandene Arbeit W. Schubarts. Sie erzählt von dem Leben des Tages und dem Lauf der jüdischen Geschichte, von der Natur des Landes, von den Zuständen in Stadt und Land, in Gesellschaft und Familie; sie erzählt es aus einem Reichtum von Kenntnissen und Erkenntnissen, die vor allem aus den kargen Andeutungen der drei ersten Evangelien viele lebendige, auch dem Kundigen bisweilen überraschende Züge zu finden wissen.

Aber die Schrift will nicht nur von der Welt Jesu berichten, „wie sie war", sondern mehr noch von der Welt „wie er sie sah". Darum stellt sie in den Rahmen dieser Schilderung mit aller Zartheit, die diesem fast unfaßbaren Leben angemessen ist, ein „Charakterbild" Jesu. In lebendig bewegten Worten zeichnet sich seine Stellung zu Natur und Volk, Staat und Bildung ab; wir hören von der Art seines Redens und Denkens, von der Besonderheit seines Wirkens. Auch hier bleibt der Weg der Darstellung, der gleichsam von außen nach innen dringt, der gleiche: aus zahlreichen, scharf erfaßten kleinen Zügen fügt sich die Einheit eines Menschenlebens zusammen. Die Erkenntnis der Tatsachen wandelt sich darüber, wie es denn anders kaum möglich ist, zu einem menschlichen Bekenntnis; denn „wer heute von Jesu Weltbild redet, kann nicht anders als mit seinen Worten zu sprechen, mit seinen Gedanken zu denken, mit seinen Augen zu schauen, die Welt zu sehen wie er".

Mit diesen Worten ist auch eine feine Grenze angedeutet, die in dieser Schrift immer gewahrt bleibt; sie will einen Menschen zeigen, „einen hohen Geist und ein reines Herz", in der vielseitigen Klarheit der Beziehungen zu „seiner Welt". Aber sie spricht nicht ausdrücklich von der Sache, die diesen Menschen und seine Welt umgreift, von der Sache des Glaubens, oder, um es mit Jesu Worten zu sagen, von dem Gottesreich, das nicht eine Sache des Menschen und seiner Welt ist, sondern gerade für Jesus rein eine Sache Gottes. Aus diesem letzten religiösen Grunde heraus darf man bisweilen wohl die Linien des Weltbildes Jesu ein wenig anders ziehen, aber man wird auch dann dankbar dafür sein, daß diese schöne Schilderung der Welt, wie Jesus sie sah, so nahe an jene Hintergründe heranführt.

Tafrali, O.: **La Cité pontique de Dionysopolis.** Kali-Acra, Cavarna, Téké et Ecréné. Exploration archéologique de la côte de la Mer Noire entre les caps Kali-Arca et Ecréné faite en 1920. Recherches d'histoire. Avec 16 planches. Paris: Paul Geuthner 1927. (III, 80 S., 16 Taf.) 4°. 40 Fr. Bespr. von Val. Müller, Berlin.

Die Schrift ist ein Zeichen der anerkennenswerten Rührigkeit, die die rumänischen Archäologen neuerdings entfalten. Sie geht von der Erkenntnis aus, daß es zuerst einmal nötig ist, die literarisch überlieferten antiken Stätten zu identifizieren, ihre noch vorhandenen Reste festzustellen und zu sammeln. Dies geschieht, da es sich um Kleinarbeit handelt, am besten in monographischer Form. Der Verf. tut dies in der vorliegenden Schrift für die Stadt Dionysopolis und die sich anschließende Schwarzemeerküste. Methodisch richtig steht am Anfang eine Aufzählung der antiken Quellen, der modernen Behandlungen und der Kartenwerke. Der erste Punkt betrifft die Identifikation von Dionysopolis mit der heutigen Stadt Baltschik in der südlichen Dobrudscha, wofür der Verf. sich einsetzt. Dann wird die Geschichte geschildert, die bis ins 15. nachchristliche Jahrhundert reicht, darauf die politische und religiöse Organisation. Dann folgt ein archäologischer Teil, in dem der Verf. nach älteren Arbeiten, besonders des Bulgaren Schkorpil und neuen eigenen Untersuchungen über die Monumente, die vermutliche Stadtlage, die Mauern und vor allem ein reiches römisches Grab berichtet. Ein kurzer Teil über die Münzkunde schließt sich an. Dann folgen Untersuchungen des Verf. an der anschließenden Küste: Teke mit einer aus dem 16. Jhrh. stammenden Türbe Solimans und den Ruinen eines Derwischklosters, Ecrene, dem antiken Tiristis Acra, Cavarna, dessen Identifikation mit dem antiken Bizone und byzantinischen Carvona unsicher ist. Nicht hier, sondern zwei Kilometer südlich sind antike Funde gemacht worden, darunter makedonische Münzen. Den Schluß macht das Vorgebirge Kali-Acra, gegen dessen Identifizierung mit Tiristis Acra der Verf. sich wendet. Erhalten sind die Ruinen eines byzantinischen Kastells. Ein dritter Teil gibt eine Zusammenstellung der in Baltschik und Cavarna gefundenen Inschriften. Es wäre zu begrüßen, wenn der Verf. uns noch weitere solcher nützlichen Monographien bescherte.

Jackson, F. J. Foakes, and Kirsopp **Lake: The Beginnings of Christianity.** Part I: The Acts of the Apostles. Vol. III: The Text of Acts, by J. H. Ropes. London: Macmillan and Co. 1926. (CCCXX, 464 S.) gr. 8°. 30 sh. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Dieser Band des groß angelegten Werkes, dessen frühere Bände in OLZ 1926, Sp. 339f. angezeigt worden sind, mit seiner kritischen Ausgabe des Textes der Apostelgeschichte und seiner umsichtigen und neue Bahnen weisenden Erörterung der Textprobleme bedeutet einen grossen Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern. Von einem der berufensten Gelehrten einheitlich bearbeitet, mit einer bis an die Grenze des Möglichen gehenden Gründlichkeit und Weitschaft der textgeschichtlichen und textkritischen Orientierung eingeleitet und in der Mannigfaltigkeit seiner Überlieferung zuverlässig und anschaulich dargeboten, erscheint hier ein Text der Acta, wie ihn die Forschung längst brauchte, aber nicht besaß. In der schon fast die Hälfte des stattlichen Bandes füllenden Einleitung gibt Ropes zunächst eine vollständige Übersicht über die griechischen Handschriften und die Übersetzungen des Textes und die Zitate aus den Acta bei den griechischen Kirchenvätern, durchwoben mit zum Teil sehr eingehenden fruchtbaren Untersuchungen über einzelne wichtige Textzeugen, vor allem D. Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Leistung R.'s hier liegt in dem 2., textgeschichtlichen und textkritischen Teil der Einleitung. Da wird besonders das Problem des „westlichen" Textes mit Energie und Glück aufs neue angefaßt: seine mutmaßliche Entstehung in Syrien oder Palästina spätestens um die Mitte des 2. Jahrhunderts wird in Zusammenhang gebracht mit der Bildung des neutestamentlichen Kanons; durch scharfsinnige Analyse gewinnt R. Kriterien für die Unterscheidung der zwei konstitutiven Elemente des Textes, einer älteren Grundschrift und ihrer paraphrasierenden Umschreibung durch den Redaktor. Auch über den alten Unzialtext, unter dessen Zeugen B mit ausführlicher Begründung den Vorrang erhält, erarbeitet R. neue bemerkenswerte Erkenntnisse. Und das alles in dem Bewußtsein, nur erste tastende Schritte zu tun auf einem an Aufgaben überreichen Arbeitsfelde. Den Text bietet R. auf breitem Raum herrlich bequem so, daß er B und D Seite für Seite nebeneinander abdruckt. Dazu einen durchsichtig gegliederten Apparat, der, je in besonderen Absätzen, unter B die abweichenden Lesungen von Westcott und Hort, von Soden und Ropes selbst, des alten Unzialtextes (ℵ C 81) und des antiochenischen Textes (SHLP), unter D die abweichenden Lesungen von d, h, der abendländischen Kirchenväter Tertullian, Irenaeus, Cyprian, Augustin und des harklensischen Syrers (in Auswahl) notiert. Außerdem wird in Fußnoten und Sonderanmerkungen am Schluß des ganzen Textes eine Menge von Einzelproblemen besprochen. Die strenge Objektivität, mit der R. die Fülle des Stoffes ausbreitet, und die charaktervolle Disziplin, mit der er alles Subjektiv-Hypothetische fernhält, verleiht seiner Ausgabe einen einzigartigen Wert. 5 An-

hänge vervollständigen den verschwenderischen Materialreichtum des Werkes: sie geben den Text des Papyrus Wessely 237 und in tabellarischer Form die Varianten der Vulgata, der Peschitto, der sahidischen und der bohairischen Übersetzung zu B. Schließlich ist noch — als unschätzbare Beigabe — die englische Übersetzung der armenischen Version von Ephrem's Kommentar zur Apostelgeschichte nebst ihren in der alten armenischen Katene enthaltenen Bruchstücken angefügt, die F. C. Conybeare († 1924) für diesen Band vorbereitet hatte. Wie immer auch über die textkritischen Thesen von R. geurteilt werden mag — der starke Anstoß zur Wiederaufnahme der Forschung am Acta-Text, den er gegeben hat, ist höchst verdienstvoll. Und seine Editionsarbeit stellt ein Vorbild dar, das nicht leicht übertroffen werden dürfte. Wenn der Kommentar zur Apostelgeschichte, mit dem der 1. Teil der Beginnings of Christianity abschließen soll, eine ähnliche wissenschaftliche Höhenlage erreicht, wird das Werk das beste neuere Hilfsmittel zum Studium der Acta sein. R.'s Text ist es an seinem Teile schon.

Mingana, A.: Woodbrooke Studies. Christian Documents in Syriac, Arabic, and Garshūni, edited and translated with a critical apparatus. With introductions by Rendel Harris. Vol. I. (Reprinted from the „Bulletin of the John Rylands Library", vol. II, 1927). Cambridge: W. Heffer & Sons 1927. (VIII, 294 S.) 4°. 10 sh. 6 d. Bespr. von Adolf Rücker, Münster i. W.

Die Woodbrooke Studies sind nach der Introductory Note das Organ, in dem von A. Mingana die Texte seiner Handschriftensammlung, die in der Rendel Harris Library in Birmingham behütet wird, mit Übersetzungen veröffentlicht werden sollen. Der vorliegende 1. Band umfaßt 2 Hefte mit durchgehender Paginierung; jedes Heft wird mit einer Würdigung der zur Veröffentlichung gelangenden Texte durch Rendel Harris eingeleitet; die eigentlichen Vorbemerkungen zu den Texten und die Übersetzung stammen von Mingana.

1. Dem ersten (syrischen) Text, aus der Hs. 4 der Sammlung, einer Abschrift (v. J. 1895) einer alten Hs. aus dem Ṭūr ʿAbdīn, gibt M. die Überschrift: A Treatise of Barṣalībi against the Melchites. Man ist darum versucht, darin die unter B.s Werken genannte Streitschrift gegen die Chalcedonenser zu erblicken; dafür würde auch die Bemerkung sprechen, die B. in seinem Liturgiekommentar zum Trishagion macht[1], er könne sich hier kürzer fassen, da er in seiner Widerlegung der Chalcedonenser ausführlich darüber geschrieben habe; tatsächlich ist nun dieser Gegenstand im vorliegenden Text sehr eingehend behandelt. Ein solcher Schluß wäre aber verfehlt, denn auch hier verweist B. im 1. Kapitel auf seine Kontroversschrift. Es wird also, gegen Rendel Harris in der Einführung und gegen den Herausgeber, richtiger sein, unsern Text als das zu bezeichnen, wofür er sich selbst ausgibt, als Antwort auf einen Brief des Rabban Ješūʿ. Dafür spricht auch die ganze Anlage des Textes, in dem B. die Fragen und Einwände des Adressaten wörtlich wiedergibt und offenbar in der Reihenfolge, wie sie Rabban Ješūʿ vorbrachte, auch behandelt; nur so erklärt es sich, daß B. im 9. Kapitel noch einmal über das Kreuzzeichen handelt, worüber er schon im 1. und 2. Kapitel ausführlich gesprochen hatte. Ferner beruft er sich im 7. Kapitel auf einen früheren Brief an ihn und spricht am Schlusse noch einmal von seinen früheren Kontroversschriften gegen die Griechen und will manche Punkte noch eingehender behandeln. Die Schrift gegen die Chalcedonenser muß auch viel umfangreicher gewesen sein, denn Assemani[1] bemerkt, daß er dieses Buch in Aleppo gesehen und aus dem 50. Kapitel die Reihe der jakobitischen Patriarchen abgeschrieben habe. Unsere Schrift wird demnach zu jenem Band von Briefen des B. gehören, von dem Michael d. Gr. in seiner Chronik spricht. — Der nicht weiter bekannte Rabban Ješūʿ lebte offenbar im Gebiete des byzantinischen Reiches (er spricht von Konstantinopel als „unser Metropolis"), und nimmt in jener Periode der lebhaften Streitigkeiten zwischen Chalcedonensern und Monophysiten für die ersteren in manchen Punkten Partei, obwohl er selbst Monophysit sein will; er führt eine Anzahl von liturgischen Bräuchen an, in denen die Griechen nach seiner Meinung den Vorzug verdienen. So wird die Entgegnung des B. zu einem wertvollen Dokument für die Liturgiegeschichte und für die Kenntnis der konfessionellen Beziehungen jener Zeit.

In 10 Kapiteln geht B. auf die Einwürfe des Rabban Ješūʿ ein, der in vielen Beziehungen eine für jene Periode fast unerhörte konfessionelle Toleranz zeigt. Das 1., 2. und 9. Kapitel behandelt die verschiedene Art, wie man in beiden Kirchen das Kreuzzeichen macht; in Kap. 4 und 5 zeigt B., daß entgegen der Annahme des Adressaten verschiedene liturgische Gewohnheiten der Syrer, insbesondere ihre kirchlichen Hymnen und Gesangstücke, denen der Griechen vorzuziehen oder ihnen mindestens gleichwertig seien; Kap. 3, 6, 7 und 8 gehen auf die von Rabban Ješūʿ behaupteten Vorzüge der byzantinischen Kirche ein und bringen historische Reminiszenzen über das Verhältnis beider Kirchen; das 10. Kapitel ist eine Abhandlung über das Trishagion. Sein Urteil über die Griechen geht nach den Erfah-

1) Ed. Connolly, CSCO, Syr. II. 93, S. 16.

1) Bibliotheca orientalis II, 170.

rungen, die er in seiner Bischofstadt Melitene gemacht habe, dahin, daß sie den Syrern und Armeniern gegenüber schlimmer seien als die Türken. —

Die Übersetzung „simple service of maksa" (S. 34) scheint mir nicht richtig zu sein, da der syrische Text S. 74a letzte Zeile deutlich ܒܛܒܣ zeigt; es wird heißen: „Und das Ferialofficium sollte einer verachten? Welcher Mangel ist an ihm? Enthält es doch in wenigem vieles". Ebenda wird gesagt, daß, wie Ephräm durch Bardaiṣāns Hymnen, auch Severus durch die ܣܘܓܝܐ des Griechen Sūstiōs (und Chrysostomos zu den στιχηρά gegen die Arianer durch die Gesänge der letzteren) zu entsprechenden Dichtungen veranlaßt worden sei; dieser Grieche Sūstiōs ist vielleicht Sextus, der damals vielfach mit Papst Sixtus (Xystus) identifiziert wurde. — Über die Randbemerkung am Anfang des Textes: ܒܫܢܬ ܫܡܢ ܘܫܒܥ ܡܐܐ ܘܥܣܪ ܫܢܝܢ, die wohl auf den Schreiber der Vorlage zurückgehen muß, da Dionysios bar Ṣalībī selbst schon 1483 (d. Gr.) starb, ist in den Vorbemerkungen nichts gesagt. Die eleven lessons to Easter (S. 32) sind die 11 εὐαγγέλια ἑωθινά oder ἀναστάσιμα der byzantinischen Kirche.

2a. Der zweite (*Karšûnî*-)Text, nach den Hss. 223 Mingana und 198 der Bibliothèque Nationale in Paris (beide etwa aus dem 16. Jahrh.), ist eine Ignatius von Antiochien zugeschriebene Ermahnung an Kleriker. Dem Herausgeber scheint entgangen zu sein, daß ein entsprechendes syrisches Pseudepigraphon in der Hs. Cambridge Dd 10. 9. 2⁰ (neben dem arab. Text in Dd 10.10, 11) vorliegt, das bereits Baumstark, Literaturgeschichte S. 76, Anm. 2 notiert hat; die im Katalog von Wright-Cook S. 994f. gegebenen Proben zeigen allerdings, daß der syrische Text eine anders geordnete Redaktion der Vorschriften darstellt.

2b. Die anhangsweise gegebenen, ebenfalls Ignatius zugeschriebenen (syrischen) Canones sind, wie aus dem Faksimile zu ersehen, einer jakobitischen Kanonessammlung (ob Canones Patrum wie Cod Sachau 335 fol. 62—72?), entnommen, die, soweit ich sehe, bisher noch nicht bekannt ist; es wäre zu wünschen, daß sie als Ganzes herausgegeben, nicht in willkürlich ausgewählten Lemmata verzettelt würde[1].

3. Der dritte (*Karšūnī*-)Text aus den Hss. Mingana 240 (um 1650) und 65 (v. J. 1594) der Bibliothèque Nationale in Paris ist ein Jeremias-apokryphon, nahe verwandt mit den griechischen Paralipomena des Jeremias bzw. den äthiopischen Reliqua verborum Baruch. Mingana hat erst später bemerkt, daß derselbe Text nach der Pariser Hs. in arabischen Lettern bereits von L. Leroy und P. Dib in der Revue de l'Orient chrétien, 1910 und 1911 herausgegeben worden ist.

4. Aus den *Karšūnī*-Hss. Mingana 22 (v. J. 1527) und 183 (v. J. 1750) wird uns eine in dieser Form wohl in Ägypten entstandene und auf ein koptisches Original zurückgehende Legende von Johannes dem Täufer vorgelegt. Der, wie es scheint, völlig neue Text gibt sich als Übersetzung eines Werkes eines Bischofs Serapion, der an der Einweihung der Johanneskirche in Alexandrien unter Patriarch Theophilus (385—412) teilgenommen haben will. An die Legende schließen sich 5 Wunderberichte an.

5. An letzter Stelle stehen wieder syrische Texte, nämlich 5 außerkanonische Psalmen. Der erste ist der in vielen syrischen Hss. überlieferte Ps. 151; die anderen vier stammen aus dem Buch der Zenturien des Elias von Anbār, das dem Herausgeber in Hss. Mingana syr. 31 (v. J. 1340) und 51 (v. J. 1550) vorlagen. Die 4 Psalmen selbst sind, was dem Herausgeber entgangen ist, bereits von Wright in den Proceedings of the Society of Bibl. Arch. 9 (Sess. 17) S. 257ff. ediert.

Die Texte sind mit Ausnahme von 2a und 4, die mit Typen gedruckt sind, als Faksimile-Reproduktion der Schwarzweißphotographie gegeben. Dieses Verfahren ist recht günstig, wenn (wie bei Nr. 1) der Untergrund völlig schwarz ist; muß letzterer aber durch Zerlegung mittelst des Rasters als Halbton wiedergegeben werden, so leidet die Lesbarkeit. Zur Zeitersparnis für den Benutzer ist unbedingt zu wünschen, daß in der Übersetzung die Seiten- und Kolumnenanfänge des syrischen Textes angegeben werden, da das Aufsuchen irgend einer Stelle des Originaltextes bei der Faksimilereproduktion natürlich noch umständlicher ist, als bei gedrucktem Text.

Ich möchte aber am Schluß nicht verfehlen, der Freude und Dankbarkeit gegen den Herausgeber und seine Gönner Ausdruck zu geben, da uns hier größtenteils völlig unbekannte Schätze der orientalisch-christlichen Literatur aus der Sammlung, die Minganas Eifer in seiner mesopotamischen Heimat zusammengebracht hat, zugänglich gemacht werden.

---

1) Der 1. Canon enthält eine Begründung des Mittwoch- und Freitag-Fastens und ist in der von M. an 2. Stelle gegebenen Fassung bereits in Sachaus Katalog S. 681 und von Lichti nach einer ihm von Brockelmann übergebenen Abschrift aus Cod. Bibl. Medic. Pal. 298 fol. 140 v. a. in Journal of the American Oriental Society 32 (1912) S. 301 veröffentlicht.

[Jaballāhā:] **The History of Yaballaha III., Nestorian Patriarch and of his Vicar Bar Sauma,** Mongol ambassador to the frankish courts at the end of the thirteenth century, translated from the Syriac and annotated by James A. Montgomery. New York: Columbia University Press 1927. (IX, 82 S.) gr. 8⁰. $ 2 —. Bespr. von Adolf Rücker, Münster i. W.

Der von dem 1920 verstorbenen Lazaristenpater Paul Bedjan zuerst (1888, ²1895) bekannt gemachte, höchst interessante Bericht von der Reise zweier nestorianischer Mönche aus China, von denen der eine, Markos, als Jaballāhā III zum Katholikos der Nestorianer gewählt wird, während der zweite, Bar Ṣaumā, im Auftrage des Mongolenkhans Argon eine Gesandtschaftsreise zum Papst und den Königen von Frankreich und England unternimmt, ist von J.-B. Chabot im 1. und 2. Bande der Revue de l'Orient latin (1893 und 94) ins Französische übersetzt worden. Da aber diese Revue in Amerika schwer erreichbar sei, hat sich Prof. Montgomery von der Pennsylvania University entschlossen, eine englische Übersetzung dieses auch kulturgeschichtlich wichtigen Werkes anzufertigen, die nun in der von Austin P. Evans geleiteten Sammlung: Records of Civilization, Sources and Studies erschienen ist. Die Übersetzung erstreckt sich nicht auf das ganze Werk; M. hat sich auf die ersten 99 Seiten (von 203 Seiten der syrischen Ausgabe) beschränkt, die die Geschichte der beiden Mönche in ihrer Heimat, ihre Reise durch Asien, ihren Aufenthalt in Mesopotamien, die Wahl des Markos zum Katholikos und die Gesandtschaftsreise des Bar Ṣauma über Armenien, Konstantinopel nach Italien und Frankreich und seine Rückkehr nach dem Hof des Mongolenkhan beschreiben. Der 2. nicht übersetzte Teil enthält eine Schilderung der Verfolgungen der Christen unter den muhammedanisch gewordenen Herrschern bis zum Tode Jaballāhās III (1317).

Der Übersetzung sind einführende Kapitel über den Text, über die Mongolen und deren Beziehungen zum Westen, über die nestorianische Kirche und über die aus anderen Quellen zu ermittelnden Angaben über die Persönlichkeiten und Ereignisse des Berichts vorausgeschickt. Die selbständige Übersetzung ist zuverlässig und gut; wo M. die französische Arbeit benutzt, gibt er es gewissenhaft an.

Was aber vor allem zu rühmen ist, das sind die Erläuterungen und Bemerkungen zum Text. Seit dem Erscheinen der französischen Übersetzung sind zahlreiche Quellen und Bearbeitungen zur Geschichte Mittelasiens und seiner Beziehungen zum Westen erschienen, die M. sehr eingehend benutzt hat; er hat es sich viele Mühe kosten lassen, selbst schwer erreichbare Werke zu konsultieren; auch für Bar Ṣauma's Erlebnisse in Rom, wo kurz vor seiner Ankunft der Papst Honorius IV (1287) gestorben war und dessen Nachfolger Nicolaus IV ihn nach seiner Rückkehr aus Frankreich ehrenvoll empfängt, sucht M. aus einschlägigen Werken Erläuterungen beizubringen.

Die Arbeit M.s dürfte den auf S. 2 bezeichneten Zweck, to draw attention afresh and in English dress for the first time to a very remarkable document, sehr gut erfüllen.

Hurgronje, C. Snouck: **Verspreide Geschriften.** Voorzien van een Bibliographie en Registers door A. J. Wensinck. Deel VI. Leiden: E. J. Brill 1927. (IV, 597 S.) 4°. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

I. Boekaankondigingen. 47 Rezensionen füllen die erste Hälfte dieses Schlußbandes.[1] Dem Inhalt nach führten in arabische Philologie z. B. Fränkel, Aramäische Fremdwörter (d), und Brockelmann, Grundriß; in Vorislamisches Robertson Smith, Kinship and Marriage (d); in den Urislam Leszynsky, Die Juden in Arabien (d), ferner Lammens, Fāṭima (d), und Caetani, Chronographia. Zu Rechtsfragen Stellung zu nehmen, veranlaßten u. a. van den Bergh, Minhādj at-tālibīn, und van Berchem, La propriété territoriale (d); zur innerislamischen Gliederung Goldziher, Zahiriten (d); zum Gesamtislam Hughes, Dictionary, und A. Müller, Der Islam (d); zu Kolonial- und verwandten Fragen Kohlbrugge, Blikken in het zieleleven van den Javaan, und Oldham, Christianity and the Race Problem. Ganz besonders sei aufmerksam gemacht auf die jüngste Anzeige, eine vorzügliche Einführung in die Doktordissertation des Muḥammed Zekī Mubārak ʿAbdessalām, *Al-aḫlāq ʿinda'l-Ġazālī*. In dieser war der allzu viel gelobte muhammedanische Kirchenvater zu nichts harmloserem gestempelt, als zum Hauptschuldigen an der „Morphinisierung" (S. 228) des Islam. Da der Promotor, Dr. Manṣūr Fahmī, einst auch Schüler von Sn. H. war, so konnte dieser vor allen die islamische Erregung über die Promotion der Cairiner Universität im Jahre 1924 würdigen, wobei er zum Schluß auf den verwandten jüngsten Radikalismus bei ʿAlī ʿAbdarrāziq hinweist.

Die Bedeutung der Besprechungen ist nicht bloß die von aufschlußreichen Beiträgen zur Geschichte der Islamkunde in reichlich vier Jahrzehnten, sondern durch sie hat Sn. H. diese Wissenschaft gestaltend beeinflußt. Die noch Lebenden unter den Rezensierten werden sich gewiß willig wieder daran erinnern lassen, was sie im Kleinen oder Großen gefehlt haben, alle Fachgenossen aber gern mit Sn. H. die

1) Vgl. OLZ 1924, 280ff.; 1925, 175ff., 715ff.; 1926, 586f. — Die Anzeigen sind holländisch geschrieben, soweit sie nicht als d(eutsch) oder f(ranzösisch) bezeichnet sind. Oben sind von bekannteren Werken nur die Stichwörter gegeben. Abgesehen von den Buchtiteln wurde die Transkription vereinheitlicht.

Freude nacherleben, mit der er das Echte begrüßte. Erwähnt sei etwa jene Anzeige vom Jahre 1889, welche drei Anerkennungen zugleich aussprechen kann: über Wellhausen, Reste Arabischen Heidentums, dann Goldziher, Muhammedanische Studien I, und, trotz der unumgänglichen Nebeneinschränkungen, Doughty, Travels in Arabia (f, S. 76—94).

Es stehen Rezensionen zur Rezension! Ein nicht eben häufiger Fall, der nichts geringeres besagt, als daß das *ʿilm al-riǧāl*, das sonst als Subjekt mit einem letzten Wort zu urteilen pflegt, seinerseits zum Objekt der Beurteilung wird; unsere Aufgabe ist also ein *naqd naqd al-riǧāl*. Nun hat jegliche Kritik den Versuch zu machen, dem Kritisierten adäquat vorzugehen, und Sn. H. verwahrt sich ausdrücklich gegen jede Absicht wie des Tadels so auch der Schmeichelei (S. 165). Der einzige Vorwurf, den er je gegen Goldziher erhoben hat, richtet sich gegen dessen „fast irreführende Sanftmut" bei Anzeigen (S. 459). Er selbst aber hat bald in erqickender Frische, oft in herber Schärfe und nicht selten in mehr als deutlichen Worten seine Rezensionsaufgabe durchgeführt. So ist denn keine, auch nicht die höchste seiner Anerkennungen, ohne Bemängelung von Versehen. In dem gewissenhaften Eifer für Richtigkeit geht er dabei aber meines Erachtens des öfteren soweit, daß auch bei recht guten Büchern diese Einschränkungen das Gesamturteil wenigstens in den Augen derer ungünstig verschieben können, die nicht selbst die gerügten Einzelheiten und ihr prozentuales Maß im Vergleich zur Gesamtleistung abzumessen vermögen. Betrachten wir, zur Urteilsbeurteilung verpflichtet, etwa die letzte Anzeige:

Nachdem Sn. H. Beckers Islamstudien I (d) gebührend anerkannt hat, beginnt er (S. 236) mit seinen Beanstandungen. Die erste ist, daß B. die Muhādschirūn „Flucht"genossen nennt. Nun wendet sich ein Rezensententadel an den Autor, der über Falsches aufzuklären, und an den Leser, der vor der Übernahme zu warnen ist. Der Autor aber scheidet hier ganz aus, denn Sn. H. zitiert ausdrücklich aus 8 Zeilen vorher bei B: „Die berühmte Hedschra war keine Flucht". Aber der Leser! Er kann, oder vielmehr wird auf eine Vorstellung geraten, B. habe zwar davon erfahren, daß die Hedschra keine Flucht sei, das aber doch nicht restlos begriffen; zum wenigsten muß man auf eine bedenkliche Fahrlässigkeit schließen. Eine Einsicht in das Original (S. 340) ergibt aber: Jedes Mißverständnis ist ausgeschlossen, da B. unmittelbar vorher nicht nur negativ „Flucht" ablehnt, sondern positiv die Hedschra klar definiert hat. Selbst wenn nun solche Gefahren für den Leser nicht beständen — sie sind aber nicht bloß von uns konstruiert —, so bliebe die Bemängelung doch zum mindesten überflüssig. Dieser Eindruck der Unnötigkeit mag sich freilich mir besonders aufdrängen, da ich beim Durcharbeiten der Verspr. Geschr. diese Korrektur öfter gelesen habe. Wie oft, kann ich nicht sagen, da ich sie mir nicht mehr einzeln anmerkte, und da der Index leider versagt. Er verzeichnet unter Hedschra für diesen Band keine Stelle; in Erinnerung sind mir S. 57, wo die Verbesserung angebracht war, und S. 146 zu M. Hartmann, Fünf Vorträge (d), in welchen auf S. 17 und 25 der Fall ähnlich liegt wie bei Becker.

Doch dieses an sich unscheinbare Beispiel läßt noch eine bittende Frage offen; denn der Kritik fehlt das Positive. Sn. H. sagt nicht, wie man übersetzen soll, wenigstens an dieser Stelle nicht; ob anderswo, ist nicht gut festzustellen. Auch für Muhādschirūn ist der Index unvollständig; er verweist nur nach Bd. I 302ff. in den bekannten Aufsatz „Twee populaire dwalingen verbeterd". Doch auch dort findet sich keine Übersetzung, sondern nur die umschreibende Erklärung „d. i. de naar Medina geëmigreerden kortweg" (s. 303 unten). — Aber während ich dies zitiere, kommen mir Eigenbedenken; auch das europäische *ʿilm al-riǧāl* hat seine Probleme: Tut dieses Herausgreifen eines Satzes nicht Sn. H. das Gleiche an, was er B. antat? Dann müßte letzthin noch einmal jener ganze Aufsatz inhaltlich wiedergegeben und z. B. erwähnt werden, daß Sn. H. das „emigreeren" durchaus nicht harmlos hingestellt, sondern sogar erklärt hat: Ob die Mekkaner „schließlich den Muhammed zu töten beschlossen, läßt sich aus den Legenden von der Hedschra schwerlich ausmachen" (I 301). — Ich glaube im Sinne von Sn. H. zu handeln, wenn ich noch etwas bei der Frage verweile: Die Aufklärung eines Irrtums kann in ungewollter Wirkung die Gefahr eines gegenteiligen Irrtums verursachen, wenn spätere Autoren aus der ausführlichen Berichtigung in knappen Zitaten rein das Zurückweisende weitertragen, d. h. in unserem Falle, wenn sie in der Sorge vor dem Verdacht, sie hielten noch naiv die Hedschra für eine Flucht, schließlich die Vorstellung befördern, Muhammed habe mit seinen Anhängern die Stadt in dreister Gemächlichkeit verlassen, so daß die betrübten Mekkaner das Nachsehen hatten. Nun ist zweierlei auseinander zu halten: die muslimische Auffassung und der geschichtliche Tatbestand: der Prophet selbst hat jedenfalls die Hedschra so aufgefaßt wissen wollen, daß keine andere Wahl geblieben sei als Gefängnis, Tod oder eben dies dritte (Qor. VIII 30). Hierauf kommt es im Falle Becker sehr an, weil durch den unmittelbar voraufgehenden Satz die Muhādschirūn in Zusammenhang gebracht sind mit den nach der islamischen Auffassung „von Muhammed erduldeten Leiden und Gefahren". Wohl sind diese später im einzelnen ausgemalt; aber für die Begriffe Hedschra und Muhādschirūn ist Muhammed, der manche alte Vokabel mit neuem Gehalt erfüllte, verantwortlich und damit im gewissen Sinne auch für uns maßgebend. Glücklicherweise hat er eine Definition gegeben in Qor. LIX, 8: *al-muhāǧirūn alladīn uḫriǧū* ..." An den vielen Stellen mit der IV. Form von *ḫ-r-ǧ* wird außer dem Passiv wie in XXII, 41 besonders das Aktiv verwandt, z. B. in II 187, LX 1, VIII 30. Muhammed stellt also geflissentlich die Mekkaner als die Handelnden, die Muhādschirūn als die Leidenden hin; zu vergleichen sind auch jene vielen Verse, in denen er seiner Gewohnheit gemäß das Hedschra-Erlebnis gleichfalls durch *ḫ-r-ǧ* IV auf andere Propheten und deren Anhänger überträgt: II 78f, 247, VII 80, XIV 16 usw. Nun gebraucht Qor. II 34, VII 26, XV 48 die gleiche Form desselben Verbums auch von der Austreibung aus dem Paradiese! Versucht man aber über Muhammeds Auffassung hinaus die Bedeutung aus einer Untersuchung der geschichtlichen Lage zu erfassen, so werden weitere Bedenken

gegen eine einheitliche Übersetzung entstehen. Gerade für Muhammed selbst und Abu Bekr wurde der Abschied schließlich fluchtähnlich und erst recht für die zunächst aus dem Gefängnis zu befreienden ʿAijāš b. abī Rabīʿa und Hišām b. al-ʿĀṣ. Ebenso sehr wie „Flucht"genossen ließe sich auch Flucht-„genossen" beanstanden. Es ist ein weiter Weg von jenen ersten Muhādschirūn nach Abessynien bis zu den heute von Griechenland nach der Türkei Ausgetauschten, die zwar amtlich *mubādala* genannt, aber auch gern als Muhādschirūn bezeichnet werden. Wer kann uns ein umfassendes Übersetzungswort vorschlagen, das nicht das Spezifische verschweigt, nämlich die religionsgeschichtliche Erinnerung, mehr noch den religiösen Gehaltswert? Über den möglichen Bedeutungsumfang von „geëmigreerd" wage ich nicht zu urteilen, bin aber gespannt auf den kommenden Artikel in EI. „Auswanderer" im Stichwörterverzeichnis (mir liegt nur das deutsche vor) ist wohl nur als vorläufiger Hinweis gedacht. Möglich wären im Deutschen vielleicht Fremdworte mit bestimmter kirchlicher Färbung wie „Emigranten" im Sinne der Hugenotten, Salzburger und Templer oder — um *ḥ-r-ǧ* IV Passiv etwas besser zu treffen — „Exulanten" im Sinne der böhmisch-mährischen Väter der Brüdergemeine. Im Kolleg und in Fachartikeln wird wohl allgemein jener gute Rat befolgt, den Sn. H. (S. 11, 29ff.) zu den Fiqh-Begriffen erteilt: sie einmal genau umschreibend zu erklären und dann unübersetzt zu lassen, denn „wir haben dafür einfach keine Worte". Derart verfährt nun aber gerade Becker, der den einem weiteren Kreise bekannten Ausdruck Fluchtgenossen erwähnen mußte. Hierzu aber noch einmal ähnlich das auszuführen, was 8 Zeilen vorher zu Flucht gesagt ist, hieße den knappen, klaren Stil verderben.

Gleich auf der folgenden Seite heißt es zu B.'s Islamstudien 376, 1 bei Sn. H., S. 237, 8ff.: „Die Überschrift „Die Chāridschiten und Ibāḍiten" erweckt eine falsche Vorstellung, denn die Ibāḍiten bilden ja einen von den vier Hauptzweigen, in die sich die Chāridschiten von alters her teilten". Der Zweck der Bemerkung ist nicht recht zu ersehen, da doch nicht anzunehmen ist, daß Sn. H. jemanden schützen will, der nur die Überschriften läse. Der wäre solcher Mühe garnicht wert; fällt er einer „falschen Vorstellung" anheim, dann geschieht ihm ganz recht. So wirkt also der belehrende Nebensatz: „denn die Ibāḍiten ..." wie eine Korrektur und muß die Vermutung aufkommen lassen, irgendwie stimme das Verhältnis von Chāridschiten und Ibāḍiten bei B. nicht. Selbstverständlich ist seine Darstellung aber ganz richtig, absolut klar und völlig einwandfrei. Das gilt auch von der Überschrift; denn wir sagen im Deutschen durchaus etwa: Arabien und Mekka. In diesem Falle ist aber die Überschrift nicht nur nicht im geringsten falsch, sondern geradezu recht glücklich, und wir möchten sie keinesfalls geändert sehen; denn die Ibāḍiten machen nun einmal den so scharfen Strich zwischen sich und jenen Kreisen, welche die übrigen Muhammedaner, und ihnen folgend wir in erster Linie als die Chāridschiten bezeichnen; denen stehen die Ibāḍiten nicht minder ablehnend gegenüber als die Sunniten; jene, nicht sich selbst nennen sie Chāridschiten[1]; sie sind ihnen die *māriqa*[2], auf die, und zwar auf die allein auch sie das bekannte antichāridschitische Ḥadīth beziehen[1]. Außer Ibāḍiten nennen sie selbst sich Wahbiten. So berichtigt sich die einzige „falsche Vorstellung", die hier vorhanden ist, aber nicht bei Becker, sondern bei Snouck Hurgronje, der übrigens sehr richtig gleich zu Beginn seiner Rezensionstätigkeit bescheiden gestanden hat: „Kleine Versehen können den Besten überkommen" (S. 11, 7), ein vornehmes Bekenntnis, welches der gegenwärtige Rezensent für seine Person noch ernster unterschreibt. Sn. H. fährt nämlich nach der soeben zitierten Stelle fort: „Von noch einem anderen Zweige, dem der Wahbiten, sind bis heute in Nordafrika Reste vorhanden." Diese Wahbiten (fehlen im Index gleich den Ibāḍiten dieser Stelle und auf S. 92) sind aber kein anderer Zweig. Jeder Ibāḍit ist Wahbit; al-Wahbī al-Ibāḍī ist die geläufige dogmatische Doppelnisbe ihrer Gelehrten und erscheint auch auf den Titelblättern ihrer Bücher, z. B. im großen Qorānkommentar des Muḥammed Aṭfiš und im Traditionswerk von Warǧalānī, sowie dort beim Namen des Glossators Abū ʿAbdallāh ʿOmar al-Maġrebī. Neben dem in das 4. Jahrzehnt H. zurückweisenden weitesten Namen „Wahbiten" und dem ins 7. zeigenden engeren „Ibāḍiten" führen sie genau genommen eine dritte, gleichfalls von der Wurzel *w-h-b* abgeleitete Bezeichnung „Wahhābiten"; dieser engste Begriff bedeutet allerdings einen Zweig, und zwar zunächst einen Unterzweig, ist aber der seit etwa dem 18. Jahrzehnt H. siegreich gebliebene (vgl. Ephemerides orientalis Nr. 31, S. 6). Diese Sachlage ist schon erkannt bei Masqueray, Chronique d'Abou Zakaria, Alger 1879, S. XVI Anm., also 45 Jahre bevor Sn. H. seine Anzeige das erste Mal drucken ließ. Er wolle dies mit dem gleichen wohlwollenden Humor aufnehmen, mit dem er sich zu Beckers Schilderung der ganz anderen allbekannten Wahhābiten des Nedschd äußert: Sn. H. sagt im J. 1924 in dem unmittelbar folgenden, eben jene meine islamkundliche Bemerkung veranlassenden Satz: „Die Wahhābitenmacht kann mit Bezug auf das kümmerliche Dasein, das ihr hier zuerkannt wird, mit vollem Recht sagen: les gens que vous tuez se portent assez bien". Als Beckers Abriß der Islamischen Religion das erste Mal erschien, im Jahre 1912, stand es freilich noch recht kümmerlich, und niemand konnte die kommende Größe des Ibn Saʿūd ahnen, die inzwischen auch Sn. H. gefällig dargestellt hat in einem Artikel, der abgedruckt ist in der zweiten Hälfte des Bandes:

II. Verscheidenheden. „Prins Faisal", entstand für den Besuch dieses zweiten Sohns von Ibn Saʿūd am 14. Oktober 1926 bei der Königin von Holland. Den Gegenspieler von Ibn Saʿūd, den König Ḥusain, behandelte Sn. H. nach dessen Proklamation zum Chalifen, indem er in „The Chalifate" (435—52) das Amt geschichtskritisch untersuchte und die derzeitigen Anwärter überprüfte. In dem Abschnitt sind auch noch einige jüngere Rezensionen nachgetragen. Eingeleitet wird er durch die Übersetzung des interessanten arabischen Berichtes von Amīn al-Madanī über den Leidener Orientalistenkongreß vom Jahre 1883. Eine weitere Reihe befaßt sich mit Nieder-

1) Vgl. Abū Jaʿqūb al-Warǧalānī, *k. al-dalīl*, Cairo 1306, I 15, 9ff.; III 30, 16ff.

2) Ebd. 1, 11, 20ff.; 30, 12ff.

1) Siehe Wellhausen, Die relig.-pol. Oppositionsparteien, Abh. Kgl. Ges. d. Wiss. Gött. Phil.-hist. Kl. N. F. V 15ff.

ländisch-Indien. Hier ist Sn. H. wieder Autor, und wir treten aus dem *naqd naqd al-riǧāl* in das einfache *naqd al-riǧāl* zurück, so zwar, daß wir zugleich an den Ernst dieses verantwortungsvollen Amtes gemahnt werden: Wenn schon bei einer Einzelstudie nur zu oft die Kreise des Autors und des Rezensenten nicht kongruent sind, dann kann noch weniger jemand berufen sein, die gesammelten Schriften einer langen vielseitigen Forschertätigkeit zu beurteilen. Der Rezensent wird hier zum rein empfangenden Leser, der nur dankbar mitteilen kann, daß er gern die volkskundlichen Stücke über indonesische Gebräuche, Spiele und Waffen gelesen hat, glaubt aber besonders hinweisen zu müssen auf die feinsinnige Studie „van Deventers Werk voor Indië". Der 1915 verstorbene Anwalt hat nach 17jähriger Arbeit in der Kolonie noch 17 Jahre in der Heimat als Politiker in der Zweiten Kammer und in der Öffentlichkeit für die Ehrenpflicht Hollands gekämpft, die Wohlfahrt der Eingeborenen im Auge zu halten und sie zur selbstverwaltenden Mitarbeit heranzuziehen. Im Kampf gegen eine pseudo-idyllische konservative Auffassung und eine wenig idyllische Praxis gegenüber den mit „kindlichem Vertrauen" zu ihren europäischen Herren aufblickenden Javanen (vgl. S. 398) ist auch Sn. H. Vorkämpfer einer „ethischen Politik" oder, wie er verbessert, „kolonialen Ethik" (S. 408). So konnte gerade er dies Lebensbild nachzeichnen in warmer Tönung, aber auch in nüchterner Kritik: van Deventer sei der Idealist, der, wenn auf den Posten des maßgebenden Ministers oder des „Landvogts" auf den „Buitenzorg'schen Thron" (S. 405) erhoben, an der Durchführung seiner Ideen durch menschliche und dingliche Widerstände behindert worden wäre; aber trotz eines fehlenden glänzenden Aktschlusses sei sein Auftreten nicht vergeblich gewesen (vgl. 408).

Wir sind bereits, dem Ende der Verspr. Geschr. nahe, an jene Nachrufe herangetreten, mit denen Sn. H. Abschied nahm von Persönlichkeiten, die einst neben ihm gewirkt haben. Was van Deventer für die allgemeine koloniale Politik, das war van Ophuisen, gest. 1917, gleich jenem zunächst in Indien, dann in Holland als Leidener Professor, im besonderen für das Schulwesen und für die Wissenschaft von Sprache und Volkskunde der Malaien. Andere Nachrufe gelten Wilken anläßlich der Ausgabe seiner gesammelten Schriften, ferner De Goeje und Kern. Spricht aus ihnen auch in erster Linie der Gelehrte, der die Gelehrtenarbeit der Gefährten angemessen würdigt, so spiegeln sie zugleich auch das wider, was Mensch dem Menschen sein kann. Wir verweilten beim Lesen um so lieber darauf, als im Laufe der Sammlung infolge der Anlage (s. Bd. I, S. V) auch unerbittliche Kritik manchem Toten — die Namen seien nicht noch einmal hergesetzt — noch über das Grab hinaus abermals nachgerufen wurde. Von besonderer Herzlichkeit ist der Nachruf auf Goldziher. Obwohl vor allem Sn. H. die wissenschaftliche Lebensarbeit Goldzihers zu schildern vermocht hätte, tritt diese zurück, wenn sie auch gebührend erwähnt wird. Es erzählt vielmehr der Freund vom toten Freunde.

Nicht nur für die rund 3000 Seiten der Verspr. Geschr., sondern auch für „Mekka" und „De Atjèhers" ist ein Register der Namen und Sachen, der arabischen und indonesischen Begriffe und der Qoränstellen beigegeben. Es umfaßt 106 Seiten. Da hätten wir die Bemerkungen, daß einzelnes fehlt, gern unterdrückt, wenn nicht der Gang der Untersuchung sie uns aufgezwungen hätte. Im übrigen ist jenes Fehlen um so unwesentlicher, als es sich dabei zumeist um Dinge handelt, die, wie das nun einmal bei gesammelten Schriften, vor allem Rezensionen erklärlich ist, in diesen Bänden öfter gesagt sind. Und wenn nicht schon der Name Wensinck für die sonstige Güte bürgte, so werde ausdrücklich hervorgehoben, daß der Index auch reichlichen Stichproben vorzüglich standhielt.

Das Schriftenverzeichnis umfaßt 217 Nummern, eine stattliche Zahl, auch wenn einige abzuziehen sind, da Übersetzungen und etwas veränderte Ausgaben mitgezählt werden, wiewohl nicht alle; so fehlt zum Jahre 1925 aus The Moslem World of to-day, ed. by J. Mott, der Aufsatz „Islam and the Race Problem", d. h. die dritte Gestalt der in Bd. I 413—30 französisch abgedruckten Leidener Rektoratsrede vom Jahre 1922. Wie alle solche Nebenformen blieben von der Aufnahme in Verspr. Geschr. ausgeschlossen die meisten amtlichen Berichte an die Regierung, einige Zeitungsartikel und Buchanzeigen, die Beiträge zur EI, für welche Sn. H. anfangs sechs kleine Artikel über mekkanische Scherifen beigesteuert hat, ferner die Vorlesungen „Mohammedanism" in American Lectures on the History of Religion und der umfangreiche Abschnitt „Der Islam" im Lehrbuch der Religionsgeschichte. Im ganzen hat der Herausgeber 173 Artikel zu einem 6- (bezw. 7-) bändigen Buch neben die beiden Hauptwerke gestellt.

Wir danken Snouck Hurgronje mit erneutem, Wensinck mit frischem Dank.

Hartmann, Richard: **Die Krisis des Islam.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1928. (37 S.) gr. 8° = Morgenland. Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, hrsg. von Wilhelm Schubart, Heft 15. RM 1.50. Bespr. von H. Fuchs, Berlin.

Nach der ausgezeichneten kleinen Schrift über die Welt des Islam einst und heute legt Richard Hartmann hier eine neue knappe und doch überaus inhalts- und aufschlußreiche Studie über die „Krisis des Islam" vor, die in gewissen Sinne zu jener eine willkommene Ergänzung bietet.

Ausgehend von der Feststellung, daß nicht nur die Frage der Entwicklungsmöglichkeit des Islam zu bejahen ist, sondern daß diese Möglichkeit inzwischen begonnen hat Wirklichkeit zu werden, untersucht der Verfasser zunächst den Punkt, an dem der Bruch mit dem geschlossenen System des Islam erfolgt ist, ohne den dieser Vorgang nicht zu erklären wäre. Hierbei ergibt sich die seltsam klingende Tatsache, daß gerade die reaktionärste Richtung des orthodoxen Islam dem Modernismus den Weg gebahnt hat, der aus dem Geiste Ibn Taimijjas und seines Schülers Ibn Qajjim al-Dschauzijja im Laufe des 18. Jahrhunderts erwachsene Puritanismus der Wahhābiten. Wenn es auch heute noch nicht möglich ist, die Verbindungslinien überall mit der wünschenswerten Deutlichkeit aufzuzeigen, so betont der Verfasser doch mit Recht die Bedeutung des Wahhābitentums für die Reformbewegung, die darin liegt, daß der Ruf der Wahhābiten nach Rückkehr zum ursprünglichen Islam und nach Abkehr von den Neuerungen der Spätzeit auf die Kreise ernster Muslime in anderen Ländern wie eine Mahnung zur Selbstbesinnung gewirkt hat, ohne daß man darum hier die Feindlichkeit der Wahhābiten gegen allen Fortschritt sich zu eigen gemacht hat.

Hartmann geht dann auf die Persönlichkeit und die Bedeutung der beiden führenden Männer in den indischen und ägyptischen Reformströmungen näher ein, Dschemāl ed-Dīn Afghānī und Muḥammed ʿAbduh, und zeigt, wie beide Bewegungen, trotz der unverkennbar konservativeren Stimmung der indischen Modernisten, zu dem gleichen Ergebnis kommen, daß der Islam unter gewissen Bedingungen die verstandesgemäßeste Religion sei und mit den Erfordernissen der modernen Zivilisation durchaus in Einklang stehe. Ihnen gegenüber steht noch ein dritter Typus der modernen islamischen Reformbewegung, die türkische, die erst verhältnismäßig spät sich herausbildet, dann aber gleich in zwei verschiedenen Schattierungen, deren gemeinsames Programm sich in allen wesentlichen Punkten mit dem der ägyptischen Reformbewegung deckt. Die Herausarbeitung dieser drei verschiedenen Typen, ihrer Gemeinsamkeiten und Differenzierungen, ist an Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung meisterhaft. Der erste Teil der Schrift schließt dann mit dem Versuch, an drei charakteristischen Beispielen zu zeigen, in welcher Weise die Modernisten die als nötig erkannten Reformen zu begründen suchen: an der Frage der Sklaverei, der Polygamie und des heiligen Krieges.

Daß diese modernistischen Richtungen nicht nur im Prinzip die Anerkennung ihrer Berechtigung im Schoße der orthodoxen Kirche so gut wie errungen haben, sondern zu einem gewissen Teil wenigstens in einem islamischen Land, in der Türkei, sich praktisch durchgesetzt haben, zeigt der zweite Teil des Buches. Das Beispiel der Türkei ist aber für die gesamte muslimische Welt von umso größerer Bedeutung, als dieses Land eines der wenigen ist, die nach dem Kriege sich die politische Selbständigkeit gewahrt haben. Den tatsächlichen und möglichen Auswirkungen der türkischen Reformen in den andern Ländern des Islam ist der Schluß dieser Schrift gewidmet. So erhalten wir auf wenigen Seiten ein Gesamtbild von der Modernisierung des Islam, wie es nur ein so guter Kenner der heutigen Verhältnisse wie Richard Hartmann zu geben imstande ist. Mit Recht weist er am Ende seiner Ausführungen darauf hin, daß damit durchaus kein Anlaß zu den Hoffnungen gegeben ist, denen man heute vielfach in Kreisen der Mohammedanermission begegnet, als ob wir vor einer Verchristlichung des Islam ständen. Daß so über die Darstellung dieser Verhältnisse hinaus die kleine Schrift bestimmt sein könnte, manche unrichtige und schiefe Vorstellung von der heutigen Welt des Islam zu berichtigen, ist nicht ihr geringster Vorzug.

L'Islam et la politique contemporaine. Conférences organisées par la Société des anciens élèves et élèves de l'École libre des sciences politiques. Paris: A. Alcan 1927. (167 S.) 8°. = Bibliothèque d'Histoire contemporaine. 12 Fr. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Den Islam im allgemeinen behandelt Gaudefroy-Demombynes (und Marschall Lyautey), den in Fernasien M. Granet, in Rußland P. Bayer, im Nahen Osten R. Pinon und General Weygand, der seine Syrienpolitik als Oberkommissar gegenüber den Aspirationen des König-Chalifen Ḥusain erklärt; über Nordafrika spricht A. Bernard und J. Cambon und über das Verhältnis zu den europäischen Mächten de Saint Aulaire und L. Massignon, der zeigt, wie sich das Gleichgewicht seit dem 14. Jahrhundert zu ungunsten des Ostens verschiebt. — Da der Veranstaltung gemäß die Vorträge, soweit islamkundlich, mehr populär sind, so liegt für den Fachmann das Interesse nur bei den vorgetragenen politischen An-

sichten: über den geistigen Einfluß der Sowjets (Granet und Boyer); das Streben auch des heutigen Rußlands nach dem Protektorat über die Türkei (Pinon S. 83); zu befürchtende Anstachelung des asiatischen Nationalismus durch deutsch-sowjetistische Propaganda (Saint Aulaire S. 170); frühere deutsche Islampläne von Bagdad bis Kiautschau (das 1907 besetzt sei; Bayer, S. 105); die imperialistischen Motive der Araberpolitik Englands im Gegensatz zu den idealen Frankreichs (Pinon S. 87) usw. Die dabei geäußerten Vorstellungen erinnern vielfach an jene bei André, L'Islam et les Races, worüber R. Hartmann am Schluß seiner Besprechung in OLZ 1926, 202f. das Nötige gesagt hat.

Canaan, Taufik: **Mohammedan Saints and Sanctuaries in Palestine** (reprinted from the Journal of the Palestine Oriental Society). London: Luzac & Co. 1927. (VIII, 331 S.) gr. 8° = Luzac's Oriental Religions Series, Vol. V. Bespr. von P. Kahle, Bonn a. Rh.

Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Jerusalemer Arzt Taufik Canaan, der schon von seinem Vater her, einem Prediger im Dienste des Jerusalemvereins, ein lebendiges Interesse für das Volkskundliche hat, die Möglichkeiten seiner Praxis und seiner sonstigen Beziehungen eifrig ausnutzt, um folkloristisches Material in seiner Heimat zu sammeln, ehe es verloren geht. So hat er im Jahre 1917 ein verdienstliches größeres Buch herausgegeben: „Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel", und es ist außer Frage, daß auch das vorliegende Buch, das von einer umfassenden Beschäftigung mit den mohammedanischen Heiligtümern in der Umgebung Jerusalems Zeugnis ablegt, sehr dankbar begrüßt werden muß.

Über die Moslemischen Heiligtümer hatte ich während meines letzten Aufenthalts in Palästina im Winter 1909/10 allerlei Material gesammelt und dies Material in drei Aufsätzen im Palästina-Jahrbuch (VI 63—101, VII 85—119, VIII 139—178) veröffentlicht. Das Material, das C. gesammelt hat, ist mehr als meines auf die Umgebung Jerusalems beschränkt. Ich konnte gelegentlich Stichproben aus Nordpalästina und auch aus dem Ostjordanlande heranziehen, die bei C. fehlen. Dafür hat C. auf seinem beschränkteren Gebiete sehr viel mehr Heiligtümer untersuchen können, hat auf die Sammlung seines Materials wohl vier- oder fünfmal soviel Jahre als ich Monate verwenden können, so ist es verständlich, daß er auf dem Gebiete, das er behandelt, ziemlich viel zur Ergänzung und Berichtigung meiner Ausführungen bringen kann. Was er anführt, macht im ganzen den Eindruck großer Zuverlässigkeit.

Es wäre ja nun freilich zu wünschen, daß er auf dem beschränkten Gebiete, das er behandelt, einigermaßen Vollständigkeit erstrebt hätte. Das ist leider nicht der Fall. Nicht einmal alle die Heiligtümer hat er berücksichtigt, die in diesem Gebiete auf der Karte des Survey of Western Palestine verzeichnet und in den Memoirs behandelt sind. Ich habe eine ganze Reihe von Heiligtümern in diesem Gebiete, über die ich gern nähere Auskunft gehabt hätte, bei C. vergeblich gesucht.

Auf Grund des von ihm behandelten Materials nimmt C. in sehr viel weiterem Umfange, als ich es getan habe und tun konnte, eine Systematisierung und Schematisierung vor. Das hat natürlich gewisse Vorteile. Vieles ist bei den verschiedenen Heiligtümern so gleichartig, daß eine solche Behandlungsweise fast notwendig erscheint. Aber sie dient doch nicht immer der Sache. Ich habe gelegentlich die Empfindung, daß die besonderen Einzelheiten, die über die verschiedenen Heiligtümer zu berichten wären, der von C. erstrebten Systematisierung etwas zum Opfer fallen. Selbst wenn man — um ein Beispiel anzuführen — die elf oder mehr Stellen, an denen C. nach dem Index auf das in der Nähe von Nāblus gelegene ʿAwerta zu sprechen kommt, sorgfältig nachschlägt, wird man keinen rechten Eindruck bekommen von der Anlage und der Bedeutung dieser höchst eigenartigen Heiligtümer. Daß es sich hier um die alte berühmte Begräbnisstätte der samaritanischen Hohenpriester handelt, die, nachdem die meisten Samaritaner im Laufe der Jahrhunderte Muslime geworden sind, nun auch als muslimische Heiligtümer hohe Verehrung genießen, daß diese Heiligtümer aber ihrer Entstehung wegen aus dem Rahmen der normalen muslimischen Heiligtümer herausfallen und in den entsprechenden Gräbern der Juden in Mērōn oder Tiberias am ersten noch ihre Parallele finden, ist ihm nicht aufgegangen. Aber auch manche anderen Heiligtümer leiden unter dieser Systematisierung.

Auch daß er es versäumt hat, die Beschreibung der Pilgerreise des muslimischen Mystikers ʿAbd el-Ġanī en-Nābulusī heranzuziehen, auf die ich hingewiesen habe und von der sich in der der Familie Ḥusēnī gehörigen Mektebe el-Ḥāldīje in Jerusalem eine gute Handschrift befindet, ist schade. Sie enthält gerade über die Heiligtümer Jerusalems und speziell auch über Nebī Mūsā so außerordentlich viel wichtiges und wertvolles Material, daß eine wirklich abschließende Behandlung dieser Heiligtümer ohne diese wichtige Beschreibung aus der Zeit vor etwa 200 Jahren meines Erachtens unmöglich ist.

Was mir bei der Arbeit C.'s etwas aufgefallen ist, ist ein gewisser Mangel an Empfindung für das, was man in der Wissenschaft

„geistiges Eigentum" nennt. In seinem Buche findet sich kaum eine wichtigere Fragestellung, die ich nicht in meinen Aufsätzen im Palästina-Jahrbuch aufgeworfen und behandelt habe. Meine Studie ist wohl in jeder Hinsicht der Ausgangspunkt und die Grundlage für C.'s Arbeit gewesen und hat sowohl seine Sammlung des Materials als auch die Bearbeitung desselben auf das Nachhaltigste beeinflußt. Nicht mit einem Worte ist aber in seiner Arbeit angedeutet, was er positiv meinen Aufsätzen verdankt. Erwähnt werden meine Aufsätze von C. ja ziemlich häufig, aber immer nur, um in einer meist etwas schulmeisterischen Art irgendeine Kleinigkeit richtig zu stellen. Daß er öfters mit seiner Korrektur recht hat, ist gewiß nicht verwunderlich in Anbetracht der ungleich günstigeren Gelegenheit, die er für die Sammlung seines Materials hatte. Freilich ist das nicht immer der Fall. Gar nicht selten beruht seine Korrektur auf dem Mangel an der Fähigkeit, eine vulgär-arabische Form von einer schrift-arabischen, wie er sie gelernt hat, zu unterscheiden. Dazu kommt, daß er nicht selten sehr bedenkliche Fehler im Arabischen macht, ganz abgesehen von den Anmerkungen, in denen er gelehrt sein will, und die meist sehr daneben gehen.

So möchte ich den Wunsch aussprechen, daß C. bei künftigen Mitteilungen aus dem von ihm so eifrig gepflegten Gebiete sich möglichst auf das beschränkt, was er selber beobachtet hat, und in der Freude über das von ihm selbst Gesammelte nicht versäumt, auch dem sein Recht zu geben, was er anderen verdankt.

Gautier, Prof. E. F.: **Les Siècles obscurs du Maghreb.** L'Islamisation de l'Afrique du Nord. Avec 12 illustrations hors texte et 16 figures dans le texte. Paris: Payot 1927. (432 S.) gr. 8°. = Bibliothèque Historique. 30 Fr. Bespr. von Richard Hartmann, Heidelberg.

Eine Geschichte des Maghrib, vornehmlich vom 7.—11. Jahrh., von einem Nichtarabisten! Der Verf. ist sich der Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, wohl bewußt (S. 35). Aber auf der anderen Seite ist es wohl richtig, daß von den Arabisten eine solche zusammenfassende Geschichte von Nordwestafrika nicht so bald zu erwarten wäre.

Das Buch wirft als Einzelfall damit eine prinzipielle Frage auf, die gerade in der Gegenwart brennend empfunden wird. Es ist kein Zweifel, daß die Gegenwart zusammenfassende Darstellungen der orientalischen Geschichte will. Wir Orientalisten pflegen aber heute vielleicht mehr noch als früher von der Schwierigkeit, wenn nicht gar Unlösbarkeit dieser Aufgabe überzeugt zu sein und sie — wenn sie überhaupt gelöst werden soll — meist weniger Berufenen zu überlassen. Das hat seine guten Gründe. Aber es hat einmal die Folge, daß oft längst erkannte Irrtümer immer aufs Neue verbreitet werden; und dann trägt es nicht wenig zu dem häufigen Urteil bei, daß die Orientalistik „un caractère hermétique" trage, oder auch, daß sie ein „Luxusfach" sei.

Das vorliegende Buch ist m. E. recht verdienstlich. Aber ein Arabist hätte es nicht schreiben können, s o auch nicht schreiben dürfen. Das liegt nicht etwa nur daran, daß die Arabisten keine Historiker seien, wie Verf. meint. Er ist sich wohl selbst nicht klar darüber, welch eine Riesenarbeit die Aufgabe, die er „gelöst" hat, für einen Arabisten darstellen würde. Denn während der Verf. sich ruhig auf die übersetzten Quellen beschränken kann — in diesem Spezialfall sind in der Tat einige besonders wichtige übersetzt —, wäre das für einen Arabisten natürlich völlig unmöglich. Damit würde aber für den Arabisten zugleich die Prüfung der Quellenverhältnisse zu einer unumgänglichen Vorarbeit, von deren Umfang der Nichtarabist keine Ahnung haben kann. All diese Vorarbeiten, die wirklich so groß sind, daß für den Arabisten stets die Gefahr bestünde, über sie nicht hinauszukommen, entfallen für den Verf., weil er sie nicht nur nicht leisten, sondern nicht einmal erkennen kann. Er arbeitet frei mit dem Stoff, so gut oder so schlecht ihm dieser geboten ist; der Arabist hätte seinen — ungleich größeren — Stoff erst zu sammeln und zu sichten.

Bücher wie das vorliegende werden gewöhnlich von den Arabisten nicht sehr freundlich beurteilt. Es ist denn auch reich an schiefen oder falschen Äußerungen, schon in der einleitenden Beurteilung der arabischen Historiographie und erst recht im Stoff, angefangen von der unglücklichen Schreibung „iman" für *'imām* oder der Meinung, *kāhina* sei ein Wort hebräischen Ursprungs und ein Begriff jüdischen Denkens (S. 200 u. 245), bis zu den unrichtigen Vorstellungen vom Wesen des Chalifats (S. 305).

So gibt es zahllose Dinge, die bei einem von einem Arabisten geschriebenen Buch die herbste Kritik rechtfertigen würden. Hier, wo der Verf. sich selbst als Nichtarabist bekennt, wird man ihr Vorkommen wohl bedauern, sie aber doch leichter nehmen dürfen. Denn das Buch teilt mit manchen anderen von „Laien" verfaßten Werken einen Vorzug vor vielen fachmännischen Büchern, der m. E. nicht zu unterschätzen ist, den enormen Vorzug, dem Stoff, in dem der Arabist zu ertrinken droht, in einer

gewissen Ferne gegenüberzustehen, die eine bessere Sehweite gewährt. Das hat die Folge, daß Verf. einen großen Leitfaden durch das scheinbar unentwirrbare Chaos der Geschichte des Maghrib gefunden zu haben glaubt: er sieht in dem Wechselspiel der Kämpfe im Maghrib den uralt-unveränderlichen Gegensatz zwischen den ansässigen Mauren des Altertums = Ṣanhādscha = Kabīlen auf der einen, den nomadisierenden Numidiern = Zenāta = arabisierten Berberstämmen auf der anderen Seite. Und er versteht es, diesem Faden folgend und die mannigfachsten Anregungen im Einzelnen bietend, der oft so öde scheinenden Geschichte des Landes eine Form zu geben, die sich nicht selten wie ein spannender Roman liest. Jener Leitgedanke, der so manches dunkle Problem mit einem Schlag zu erhellen vermag, konnte in der Tat leichter von einem Nichtarabisten gefunden oder doch so durchgeführt werden als von einem Fachmann im engeren Sinn. Und man wird es dem Verf. nicht verargen, daß er gelegentlich auf die Arabisten nicht allzugut zu sprechen ist; hat er doch bisweilen grobe Irrtümer von arabistischer Seite aufgedeckt, wie die fälschliche Meinung, erst die Araber haben das Kamel nach Nordafrika gebracht, während es doch schon seit dem 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung nachzuweisen ist. Er konnte einen solchen Leitgedanken leichter finden, weil für ihn das Problem unendlich viel einfacher lag. Freilich wird gerade dieser Leitgedanke seine Richtigkeit endgültig erst in gewissenhafter Einzelarbeit bewähren müssen. Aber selbst abgesehen von der Frage, ob er das tut oder nicht, wird man des Verf.s Verdienst anerkennen müssen, in dem Versuch, das Problem auf eine so einleuchtende einfache Formel zu bringen. Und nicht zuletzt schulden wir Arabisten, wenn wir es auch nach wie vor ablehnen werden, auf solche Weise Geschichte zu schreiben, und darauf verzichten, so für unsere Wissenschaft weitere Kreise zu interessieren, einem Autor Dank, der uns selbst solche Anregungen gibt. Ich glaube, die Arabistik muß trotz aller Bedenken im Einzelnen letzten Endes derartige Werke, aus denen sie unbeschadet aller Kritik reichlich lernen kann, mit Freude begrüßen, wenn sie nur so gedankenreich und anregend sind wie das vorliegende.

Kummer, Staatsbibliothekar Dr. Rudolf: **Aus der Geschichte des bayerischen Orienthandels.** Ein Beitrag zur Handelsgeschichte Bayerns. München: Südost-Verlag Adolf Dresler 1927. (35 S.) 8°. Bespr. von W. Björkman, Hamburg.

Das alte bayrische Handelszentrum war Regensburg, das etwa seit dem 8. Jahrh. einen ausgedehnten Handel zunächst nach dem slavischen Osten hatte. Mit dem Ende des 10. Jahrh. setzen urkundliche Berichte über Bayerns Orienthandel ein, doch fehlen noch genauere Angaben z. B. über die Handelswege. Während der Kreuzzüge waren es Regensburger Schiffer, die die Kreuzfahrer beförderten und als Rückfracht levantinische Waren mitbrachten, und im 12. Jahrh. wird der Höhepunkt des Regensburger Orienthandels erreicht. Es folgen Zeiten des Rückgangs und schwerer Erschütterungen. Die im 13. Jahrh. aufkommende Konkurrenz durch Italien, Augsburg, Nürnberg wird noch durch enge Zusammenarbeit mit Venedig überwunden. Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien bewirkt den Übergang der Hegemonie an Spanien und Portugal, doch die deutschen Kaufleute folgen dahin und beteiligen sich finanziell an den Unternehmungen. Noch im 16. Jahrh. ist eine Zeit des Arbeitens mit Venedig und sogar direkten Handels mit der Levante; doch schon am Ende des Jahrhunderts erfolgen die großen Zusammenbrüche, und die eigentliche Blüte ist dahin. Gerade aus der letzten Zeit sind eingehende und aufschlußreiche Geschäftsbücher der großen Augsburger Firma Manlich erhalten.

Das ist etwa die Entwicklung, die der Verf. in einem knappen, aber gut lesbaren Überblick unter Verwertung der Vorarbeiten und auf Grund eigener Studien schildert. Das ansprechende kleine Heft enthält einige Reproduktionen alter Stiche u. a. von Alexandrien und Kairo, auch einen Ausschnitt über Deutschland aus Edrisis Karten mit Millers Erklärungen in Auswahl.

Miller, William: **The Ottoman Empire** and its Successors 1801—1927, being a revised and enlarged [3d] edition of The Ottoman Empire 1801—1913. Cambridge: University Press 1927. (XV, 616 S. m. 5 Ktn.) 8°. 16 sh. Bespr. von R. Hartmann, Heidelberg.

Ein in mancher Hinsicht recht nützliches Buch! Nur ist leider der Titel durchaus unzutreffend. Das Buch bietet nicht eine Geschichte des osmanischen Reiches seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, sondern eine Darstellung der Geschichte der christlichen Balkanstaaten, gesehen von philhellenisch englischem Standpunkt aus.

Es ist begreiflich, daß eine geschichtliche Darstellung dieser Periode, die sich über die chronistische Aufzählung der Ereignisse erhebt, z. B. vom griechischen Standpunkt aus wesentlich anders aussehen wird, als vom türkischen usw. Denn noch stehen wir den Geschehnissen selbst viel zu nah. Aber mindestens der Versuch müßte gemacht werden, die Entwicklung

der einzelnen Länder in ihrem inneren Zusammenhang zu verstehen.

Verf., der Griechenland und das Griechentum kennt, macht diesen Versuch auch wohl für die griechische Geschichte. Hier gibt seine Darstellung wirklich tieferes Verständnis. In etwas abgeschwächtem Maß gilt dasselbe von der Schilderung der Entwicklung der anderen christlichen Balkanvölker. Und dadurch, daß Verf. sie in dieser neuen Auflage bis zur jüngsten Gegenwart herab verfolgt, füllt sein Buch in dankenswerter Weise eine Lücke in der Literatur aus.

Dagegen ist kein Versuch gemacht, die doch wahrhaftig nicht uninteressante Entwicklung des Türkentums zu verstehen. Dazu fehlen dem Verf. sichtlich alle Voraussetzungen. Er kennt die Türken offenbar überhaupt nur als Gegner der Griechen. So ist ihm anscheinend schon die Entstehung des unglücklichen *Ḫaṭṭ-i humāǰūn* von 1856 völlig unbekannt (S. 237; vgl. G. Rosen, Geschichte der Türkei, II, 237 ff.). Von der gewaltigen geistigen Umwälzung im Türkentum, die sich im 19. u. 20. Jh. vollzog, hat er sichtlich keine Ahnung. Es zeugt nicht von tieferem Verständnis für die heutige Türkei, wenn Verf. S. 556 sagen kann: „it remains to be seen whether . . . it be possible to erect a Chinese wall between Angora and the West". Selbstverständlich wird der Brand von Smyrna 1922 ohne weiteres den Türken zur Last gelegt (S. 546); es wäre dem Verf. (und all den vielen, die ohne Prüfung ebenso urteilen) dringend zu raten, einmal zu lesen, was bei E. G. Mears, Modern Turkey (New York 1924), S. 567, Anm. 1 von gewiß nicht voreingenommen turkophiler Seite darüber gesagt ist.

Verf. hat vollkommen recht, wenn er im Schlußwort S. 563 darauf hinweist, man dürfe an die Balkanvölker nicht denselben Maßstab anlegen, wie an die europäischen Völker alter, allmählicher Kulturentwicklung. Aber die Schwierigkeiten, die das türkische Volk zu überwinden hatte und hat, sind wahrhaftig keineswegs geringer als die der Griechen oder Rumänen. Wenn Verf. davon nichts ahnt, so so sollte er wenigstens nicht glauben, eine Geschichte des osmanischen Reiches geschrieben zu haben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Verf. nicht, soweit er es eben vermag, objektiv sein will. Das zeigt er z. B., indem er die englische Politik unumwunden kritisiert, wo sie einmal . . . „turkophil" ist. Objektivität ist in zeitgeschichtlichen Fragen zweifellos nicht leicht, im strengsten Sinn wohl einfach unmöglich. Dem Verf. bleibt aber auch das bescheidene Maß, in dem sie wohl möglich ist, versagt. Es wirkt erheiternd, wenn er S. 431 die deutsche Balkanpolitik — im Vergleich mit der englischen!! — „selbstsüchtig und unmenschlich" nennt. So nimmt es auch nicht wunder, daß er über die Behandlung der Armenier während des Weltkriegs S. 538 sagt: „the German Ambassador approved, if he did not inspire, the policy of Talaat and Enver", oder daß er über das Attentat von Serajevo S. 521 äußert: Austria-Hongary „now sought to connect the Servian authorities with this crime". Köstlich ist die Naivität, mit der er S. 525ff. die Mißhandlung Griechenlands, die es zur Aufgabe seiner Neutralität im Weltkriege bewegen sollte, erzählt.

Man sieht, es wäre unbillig, vom Verf. Objektivität zu verlangen; denn „ultra posse nemo obligatur". Ob er aber dann der berufene Historiker der Balkanstaaten oder gar des osmanischen Reiches ist?

Trotzdem hat das Buch, wie einleitend gesagt, seinen Wert, weil es einmal die tatsächlichen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel bis herunter zur Jetztzeit ziemlich ausführlich mitteilt und dann die griechische Geschichte mit innerer Anteilnahme und warmem Verständnis schildert.

Hartmann, Prof. Dr. Richard: **Im neuen Anatolien.** Reiseeindrücke. Mit 65 Abb. auf 32 Taf. Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1928. (IV, 148 S.) gr. 8°. RM 9—; geb. 10—. Bespr. von F. Taeschner, Münster i. W.

Anatolien ist in zweifacher Hinsicht in jüngster Zeit für den Historiker ein Objekt geworden, das besondere Beachtung verdient. Einmal hat sich die historische Forschung in den letzten Jahren mehr denn je den Quellen der ältesten Geschichte des Osmanentumes zugewandt, so daß die Frage nach der Entstehung des osmanischen Reiches, die uns vorläufig noch so viele Rätsel aufgibt, beginnt brennend zu werden und eine Antwort fordert. Im Zusammenhange mit diesem Fragenkomplexe erheischt auch der Schauplatz, auf dem sich diese Geschichte abgespielt hat, die NW.-Ecke Anatoliens, die besondere Beachtung des Historikers.

Zum anderen ist in allerjüngster Zeit Anatolien der Schauplatz einer Geschichte gewesen, der wir, die wir sie von der Ferne aus miterlebten, fassungslos gegenüberstanden, weil sie uns unmöglich Scheinendes bot. Ist es uns Abendländern an sich schon schwer, die Geschichte des Orients nach den sich in ihr auswirkenden Kräften zu verstehen, so stehen wir einem Geschehen, das unsere mit Mühe erarbeiteten Begriffe von den im Orient am Werke be-

findlichen Kräften über den Haufen wirft, zunächst völlig ratlos gegenüber. Um das jüngste Geschehen verstehen zu lernen, ist ebenfalls die Inaugenscheinnahme des Schauplatzes, auf dem es sich abgespielt hat, und die Fühlungnahme mit den Menschen, die es aus nächster Nähe miterlebt haben und vielleicht auch aktiv daran mitbeteiligt gewesen sind, eine unumgängliche Notwendigkeit.

Beide Erwägungen haben den Verf. bestimmt, sobald die Verhältnisse es wieder zuließen, Anatolien aufzusuchen. Er hat die Stätten aufgesucht, die wichtig für die Ur- und Frühgeschichte des Osmanentums sind, wie Brussa, Jenischehir, Biledschik, Sögüt, Karadscha Hisar oder für das vorosmanische Türkentum Anatoliens, wie Konia. Er hat aber auch die neue Hauptstadt Angora und die Stätten aufgesucht, an denen sich das Ringen abgespielt hat, das zur Errichtung des neuen türkischen Staates führte, wie Eskischehir, Afiun Karahisar und Smyrna im W., und Adana im SO. Von seiner unter diesen beiden Gesichtspunkten unternommenen Anatolienreise im Jahre 1926 handelt das vorliegende Buch.

Was der Verf. uns mit diesem Buche schenkt, ist nun freilich nicht ein Abriß der Entstehungsgeschichte des osmanischen Reiches oder der jüngsten türkischen Geschichte — zu beiden dürfte die Zeit noch nicht gekommen sein —, sondern es ist ein lebendig erzählendes Reisebuch: Der Verf. wollte — mit seinen eigenen Worten (S. 5) — „einfach erzählen, was er während des mehrmonatlichen Aufenthalts in Anatolien sah und was das Gesehene ihm sagte." Es ist das Buch des reisenden Historikers, der den Leser nicht nur mit dem Lande und seinen physischen Gegebenheiten, sondern auch mit den Besonderheiten der Geschichte, die sich auf seinem Boden abgespielt hat, vertraut macht. Ein besonderer Vorzug des Buches ist es, daß der Verf. Islamhistoriker ist und so — im Gegensatz zu den bisherigen, meist auf das Altertum eingestellten anatolischen Reisebüchern — die islamische Periode des Landes (seit der Eroberung durch die Türken) zu dem ihr gebührenden Recht in der Darstellung kommt: nur ein Islamhistoriker wird überhaupt das nötige Rüstzeug besitzen, um das jüngste Geschehen in der Türkei, das sein Verwurzeltsein in der Geschichte nicht verleugnen kann, richtig zu verstehen und zu beurteilen.

So ist das Buch auch für die nachfolgenden Anatolienreisenden, mit welchen Zielen sie auch immer die Reise unternehmen, die beste Einführung, nicht nur weil es als das meines Wissens erste wirkliche Reisebuch über das moderne Anatolien die heutigen Verhältnisse in lebendigen Zügen schildert und das Verständnis der jüngsten Geschichte des Landes vermittelt, sondern auch, weil es ein Verhältnis zu den Geschehnissen des ausgehenden Mittelalters vermittelt, einer Zeit, auf der im letzten Grunde doch die heutige Physiognomie des Landes beruht. Die breitere gebildete Leserwelt, für die dies Buch geschrieben ist, wird dem gelehrten Verf. für diese Vermittelung reichsten Dank wissen.

Es war mir vergönnt, ein Jahr später als der Verf., i. J. 1927, gleichfalls Anatolien zu besuchen, und zwar habe ich z. T. die gleichen Plätze aufgesucht wie er; ich bin daher in der Lage, das vom Verf. entworfene Bild des neuen Anatoliens aus eigener Anschauung als zutreffend zu bestätigen.

Die beigegebenen 65 Abbildungen nach Photographien des Verf.s sollen „historisch und geographisch Charakteristisches bieten", daneben „weniger Bekanntes reichlicher der Anschauung übermitteln". Es ist sehr zu begrüßen, daß dabei nicht die schon fast sattsam bekannten Denkmäler des Altertums, sondern die des Mittelalters im Bilde übermittelt werden.

Duda, Dr. Herbert: **Das neue türkische Umsatzsteuergesetz**, hrsg. von der „Türkischen Post", übersetzt. Konstantinopel: Ritgen & Co. 1927. (10 S.) gr. 8°. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Zehlendorf.

Das vorliegende Heft, das im Rahmen der von der „Türkischen Post" in dankenswerter Weise veröffentlichten Sammlung deutscher Übertragungen türkischer Gesetze erschienen ist, bringt eine Übersetzung des türkischen Textes des Umsatzsteuergesetzes (*mu'āmele vergisi qānūnu*) vom 21. 5. 1927 (*Resmī ǧerīde* Nr. 598 vom 31. 5. 1927, S. 2532—2535). Dieses für alle am türkischen Wirtschaftsleben interessierten Kreise wichtige Gesetz, das mit dem 1. 6. 1927 an die Stelle des Allgemeinen Verbrauchssteuergesetzes vom 12. 2. 1926 getreten ist, regelt die Besteuerung von Industrieerzeugnissen und von Geschäften der Bank- und Versicherungsunternehmungen. Die Übersetzung ist gut und zuverlässig.

---

1. **Keith**, Arthur Berriedale: **The Religion and Philosophy of the Veda and Upanishads.** Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press und London: Oxford Univ. Press 1925. (683 S.) 4°. = Harvard Oriental Series, Vol. 31, 32. 45 sh.
2. **Ryder**, Arthur W.: **The Panchatantra.** Translated from the Sanskrit. Chicago: University of Chicago Press 1925. (VII, 470 S.) 8°. $ 4.
3. **Caland**, W.: **Das Śrautasūtra des Āpastamba.** 8.—15. Buch. Aus dem Sanskrit übersetzt. Verhandelingen der K. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. N. R. Deel XXIV, No. 2. Amsterdam: Kgl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam 1924. (467 S.) 4°.
4. **Lévi**, Sylvain: **L'Inde et le monde.** Paris: Champion 1926. (175 S.) kl. 8°.
5. **Downing**, Clement: **A History ot the Indian Wars.** Edited with an Introduction and Notes by William Foster. London: Oxford University Press

1924. (XXXII, 206 S., 1 Bild.) kl. 8°. 7/6 sh. Bespr. von O. Stein, Prag.

1. Das auf zwei Bände verteilte Werk will, nach der Vorrede des Verf., dem Religionsforscher in objektiver Form mit ständigem Hinweis auf die Originalquellen und die modernen Ansichten eine umfassende, wenn auch gedrängte Darstellung der Religion und Philosophie der vedischen Periode in der indischen Literatur bieten. Mit Recht darf sich Keith auf seine Vorarbeiten berufen: Śāṅkhāyana Āraṇyaka (übersetzt 1908), Aitareya Āraṇyaka (hrsg. u. übers. 1909), Taittirīya Āraṇyaka (übers., HOS vol. 18, 19; 1914), Rig-Veda-Brāhmaṇas (enthaltend die Übersetzung des Aitareya- und Kauṣītaki-Brāhmaṇa, HOS vol. 25; 1920); eine seiner bedeutendsten Leistungen war der mit Macdonell 1912 in zwei Bänden herausgegebene Vedic Index, in dem in Lexikonart das Material des vorliegenden Werkes enthalten war.

Nun bringt die neue Arbeit eine zusammenhängende Darstellung eines Gebietes, das, wie man annehmen müßte, bereits hinreichend Gegenstand von Untersuchungen kleineren oder größeren Umfanges gewesen ist: die Religion des Veda ist ja eines der Hauptgebiete der Indologie von ihren Anfängen an gewesen und ebenso erfreute sich die „Philosophie" keiner geringeren Beachtung; an Werken über diese Dinge, an umfangreichen Kompendien und Spezialuntersuchungen ist also wirklich kein Mangel. Das Verdienst Keith's ist unstreitig, alles, was die Vorgänger zu Tage gefördert haben, zusammengetragen, selbst durchgearbeitet und durch die kühle Kritik seines eigentlich immer oppositionellen Standpunktes durchgeseiht zu haben.

Das Werk ist in 5 Hauptteile gegliedert, deren erster, die Quellen betitelt, in vier Kapiteln den Rigveda und die Arier, die späteren Saṃhitā und die Brāhmaṇa, die spätere Literatur, das Avesta und die vergleichende Mythologie behandelt. Hier bietet Keith eine Art Literaturgeschichte der ältesten literarischen Periode Indiens mit historischen Vorbemerkungen; daß es auch ihm nicht gelungen ist, zu einem abschließenden, positiven Ergebnis über das ethnische oder chronologische Problem des Veda zu kommen, liegt in Umständen begründet, die den Indologen nur selten zum Bewußtsein kommen: in der Natur des Materials, in der Unzulänglichkeit, ja Primitivität der Methode und an der noch immer zu kurzen Spanne unausgesetzter Detailarbeit, die heute allerdings als ein Verbrechen am Zeitgeist der Konstruktion und geisteswissenschaftlichen Synthese gebrandmarkt wird. Im Appendix A, dem ersten von 8 dem Werke beigegebenen, wird die Frage über das Alter des Avesta und Rigveda noch einmal mit besonderer Rücksicht auf Hertels bekannten Datierungsversuch von Zoroasters Wirksamkeit aufgeworfen[1] und ohne positives Resultat behandelt, Hertels Hypothese wie die anderer Forscher (Mitanni-Götter; Ipsens indogermanische Etymologieversuche, Peakes Wiros-Theorie, indische Chronologie-Phantasmen auf Grund des Epos und der Purāṇa), diesmal mit Fug und Recht, abgelehnt. Ein interessanter Anhang, G, bezieht sich gleichfalls auf ein im ersten Kapitel (S. 11) berührtes Thema: die ethnischen und kulturellen Beziehungen der Arier zu den Draviḍa; daß Keith gegenüber den Aufstellungen eines Slater, S. Lévi und G. W. Brown zu gleichfalls ablehnenden Erwägungen kommt, wird nur geteilt werden können. Nicht, als ob a priori solche Dinge in das Reich der Phantasie verwiesen seien, es ist eben noch zu früh, etwas zu sagen und auch hier — bei einigen — die Methode, durch die der Nachweis für eine Beeinflussung auf philosophischem Gebiete z. B. geführt werden soll, etwas zu naiv; wissenschaftlich ernst zu nehmen ist eher das von Lévi beigebrachte linguistische Material, aber über ein schwaches „möglich" ist vorläufig nicht hinauszukommen. Keith lehnt im 2. Kap. auch semitischen Einfluß auf die vedische Kultur in der nakṣatra-Frage, in der Flutsage ab; es ist, wie schon angedeutet, ein Kennzeichen der Keith'schen Einstellung zu fast allen Problemen, daß er Ansichten anderer Forscher mit Worten wie unlikely, uncertain, not trustworthy und dgl. abtut; das soll kein Vorwurf sein, vielmehr entspricht dieses negative Einbekenntnis wirklich dem ignoramus-Stande unseres Wissens, aber man hat doch oft das Gefühl, daß der Autor — was bei der Masse des zu behandelnden Stoffes und der Schwierigkeit der Probleme auch gar nicht zu verwundern ist — nicht gründlich und ganz unvoreingenommen an die Frage herangetreten ist; so z. B. bezüglich der Einführung der Schrift in Indien.

Als Überleitung zum 2. Teil, der der vedischen Religion gewidmet ist, wäre das letzte Kapitel des 1. Teiles zu betrachten, das sich mit dem Verhältnis der Mythologie des Veda zu der des Avesta, mit der vergleichenden Mythologie und Religionswissenschaft, der Ent-

1) Das Keith'sche Werk war schon 1916 abgeschlossen, daher sind die späterliegenden Erscheinungen erst nachgetragen; es wäre ebenso eine Leichtigkeit wie lächerliche Pedanterie, dem so umfassend belesenen Verf. das Übersehen einiger Literatur nachzuweisen.

stehung der Religion und der Vermischung von Rassen und Kulturen, mit der Volks- und Priesterreligion Indiens beschäftigt. Im 2. Teil nun, der Religion des Veda, kommt der rationalistische Standpunkt Keiths klar zum Vorschein. Es ist nicht gut möglich, hier auf seine Deutungen der Göttergestalten näher einzugehen, weil es sich um Dinge prinzipieller Art handelt und für die Forschung auch nicht sonderlich fördernd ist (vgl. einige Bemerkungen in Charpentier's Anzeige im Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution, IV, 1926, 337ff.). Keith ist ein zu klarer Kopf, um nicht andere Komponenten der vedischen göttlichen Vorstellungen als theifizierte Naturkräfte, obgleich diese bei ihm vorherrschen, anzuerkennen; er nimmt Useners Theorie der (animistischen) Sondergötter für Indien (in Kṣetrasya Pati, Vāstospati, Sītā usf.) an, ebenso wie er die Existenz abstrakter Gottesvorstellungen (Savitṛ, Dhātṛ, Trātṛ, Tvaṣṭṛ) zugesteht, vom Fetischismus, Animismus und Totengeister-Kult spricht. Keith ist Rationalist, dem jede Theorie a priori verdächtig erscheint; umsomehr fällt es auf, daß er sich mit der von Oldenberg inaugurierten Betrachtung der vedischen Religion nicht auseinandersetzt. Nach einer Betrachtung der vedischen Kosmologie und Kosmogonie, den Beziehungen der Gottheiten untereinander, wendet er sich der Besprechung der einzelnen großen Gottheiten zu (Kap. 8—10), den minder bedeutsamen Göttern, Gandharven, Apsaras, den Wald-, Baum- und Pflanzengeistern usf., den Tieren (11.), während er im 12. Kap., seiner Grundlegung entsprechend, die abstrakten und Sondergötter bespricht, im 13. Kap. die Gruppengötter. Neuere Themen kommen in den Kap. 14—16 zur Sprache: die Priester des Feuerkults, die Aṅgirasa, die als eine ursprüngliche Familie aufgefaßt werden können, die Virūpa, eine Unterabteilung dieser, die Daśagva und Navagva, die Atharvan (das Wort ist, nach Keith, nicht mit Sicherheit mit dem av. Āthravan zu verbinden, ein Schulbeispiel seiner Skepsis); als mythische Feuerpriester sieht Keith auch die Bhṛgu an; unter den den Göttern feindlichen Dämonen (15. Kap.) stehen die Asura an erster Stelle; alle bisherigen Erklärungsversuche werden abgelehnt, Keith entscheidet sich für eine Ableitung von asu „Atem" und erklärt als Bedeutung des Wortes ein mit Kraft und Macht versehenes Lebendes, ähnlich der Oldenberg'schen Anschauung. Diesen Götterfeinden folgen die Menschenfeinde, wie Rakṣas, Piśāca, Arāti und andere Dämonen des Veda. Das letzte (16.) Kap. dieses Teiles hat es mit dem Verhältnis von Gott und Mensch zu tun; die Gottheit ist dem Menschen freundlich gesinnt; zwischen der vedischen und anderen, nicht nur den semitischen Religionen, besteht der Unterschied, daß auf die moralischen Qualitäten der Gottheiten kein allzu großes Gewicht gelegt wird, wie ja die Ethik der vedischen Zeit überhaupt über ritualistisch-schamanenhafte Reinheitsvorstellungen nicht viel hinausgekommen ist (vgl. später im 5. Teil, Kap. 27 über die Ethik der Brāhmaṇa); daß daneben Gottheiten mit moralischem Charakter, wie Varuṇa, bestehen, wird rationalistisch erklärt, indem dieser, der Herr der Gewässer, als Strafe für Vergehen die Wassersucht verhängt; trotz der Existenz von Begriffen, die eine moralische Wertung und Bindung des Gottes und Menschen beweisen (Ṛta, Satya, Vrata) ist das ethische Element im Veda von keiner Bedeutung.

Der 3. Teil (Kap. 17—22) ist dem vedischen Ritual gewidmet; dabei werden die Theorien des Opfers, wie sie von europäischen Forschern aufgestellt wurden, besprochen, das Opfer als Gabe, als Zauberspruch, der magische Charakter als primitiver Zug abgelehnt. Das 20. Kap. behandelt das Śrautaritual, das 21. das Gṛhyaritual; hier liegen Vorarbeiten vor, die nur der Form nach Neues bringen ließen, während der Zauber im Opfer, Gegenstand des 22. Kap., eine selbständige Analyse bietet.

Der 4. Teil (Kap. 23—25) beschäftigt sich mit den Geistern der Verstorbenen, mit deren Aufenthaltsort, den Bestattungsarten (vgl. App. F über die Frage des Alters von Bestattung und Verbrennung; letztere wurde erst nach der Trennung bei einzelnen indogermanischen Völkern eingeführt, im Veda ist die Verbrennung gewöhnlich, aber die Bestattung gleichzeitig) und mit den Opfern an die Verstorbenen.

Die Kap. 26—29 bilden den letzten Teil und haben die Philosophie des Veda, d. h. die Anfänge der Philosophie im Rigveda, die Theosophie der Brāhmaṇa und die Philosophie der Upaniṣad zum Inhalt. Dieses Gebiet ist kein Neuland der indologischen Forschung; Keith kann auch nur Stellung nehmen zu den Problemen, wie sie von Deussen in umfassendster Weise aufgestellt, heute allerdings bedeutend vertieft, zum Teil auch aufgegeben worden sind; z. B. bezüglich des gerade wieder in letzter Zeit aktuell gewordenen brahman-Begriffes hält Keith an der Bedeutung „Gebet" fest, das durch seine zentrale Stellung im religiösen Leben zur Identifikation mit Bṛhaspati, dem „Herrn des Gebetes", dann zu Identifikationen weiteren Umfanges führte, bis sich ein metaphysisches Prinzip, die Vorstellung eines aus sich selbst entstandenen Brahman Svayambhū,

der Urgrund alles Seins, ergibt. Die Brāhmaṇa sind hauptsächlich der Opfertheorie gewidmet, ihre Ethik, wie erwähnt, ist gleich Null, alles wird vom ritualistischen Standpunkt aus gewertet. Die weitere Analyse über den geistigen Gehalt dieser Literatur berührt sich mit der geistvollen Darstellung eines der letzten Werke Oldenbergs. Bezüglich der Upaniṣad (die Ableitung des Wortes von upani-sad, das Niedersitzen beim Lehrer, wird beibehalten, der Begriff einer Geheimlehre ergibt sich auch aus den fern dem weltlichen Leben im Walde mitgeteilten Āraṇyaka) gelangt Keith auf Grund innerer Kriterien und der sprachlichen Fassung zu folgender chronologischen Aufstellung: älteste Gruppe: 1. Aitareya Ār. und Up.; 2. Bṛhadār. Up. I—IV; 3. Chāndogya Up.; 4. Taitt.; 5. Kauṣītaki; 6. Kena; 7. Jaiminīya Up. Brāhmaṇa; jüngere Gruppe: 8. Kaṭha; 9. Īśā; 10. Śvetāśvatara; 11. Muṇḍaka; 12. Mahānārāyaṇa; jüngste Gruppe: 13. Praśna; 14. Maitrāyaṇīya; 15. Maṇḍūkya Up., an die sich die übrigen, noch jüngeren und neuzeitlichen anschließen; die ältesten sind vor 500 v. Chr. anzusetzen. Ihre Interpretation, ihre hauptsächlichsten Begriffe sowie das Verhältnis zu Sāṃkhya und Buddhismus sind bekannte Themen; sie bilden den Gegenstand des 28. Kap. Das letzte, 29., behandelt in durchaus ablehnender Stellungnahme die vielfach behaupteten gegenseitigen Beeinflussungen griechischer und indischer Philosophie, dazu tritt noch der Anhang H über Pythagoras und Parmenides. Von den noch nicht genannten Appendices behandelt einer, B, Günterts Theorie vom Menschenopfer und der Weltentstehung, C Hertels Aufstellungen über die arische Himmelsvorstellung, D den Unsterblichkeitstrank (auf Grund von Dumézil's Buch Le Festin d'Immortalité), E den indogermanischen Feuerkult.

Bei Werken, wie dem von Keith, das nicht jeder Fachgenosse zur Hand haben wird, ist eine „Besprechung" dem Inhalte nach, und auch da nur in den gröbsten Zügen, vielleicht eher am Platz als ein paar kritische Bemerkungen, die doch nur subjektiv und zufällig Herausgegriffenes aus einem Buche von 637 engbedruckten Quartseiten treffen könnten. Keith's Werk bleibt eine kritische Materialsammlung, wie sie nur ein so schreibkräftiger Gelehrter, kühl und sachlich wie Keith, zustandebringen konnte; der zünftige Forscher wird sie gern zur Orientierung benützen, er wird darin Fragen mit Quellenangaben beisammen finden, die ihm eine langwierige eigene Sucharbeit abnehmen, aber er wird sie nicht ohne weiteres verwerten können. Der Fernerstehende, und auch für diesen ist das Werk berechnet, wird ausgezeichnet unterrichtet, aber er muß gewarnt werden, das Gebotene als Letztes in der Forschung zu nehmen. Trotz dieser Einschränkungen muß man dem Verf. nicht nur Dank für seine manchmal auch entsagungsvolle Kleinarbeit wissen, sondern noch größere Bewunderung zollen, daß ihm ein solches Werk zu schreiben vergönnt war neben seinen so zahlreichen Arbeiten u. a. auf einem der Indologie so fern liegenden Gebiete wie des britischen Staatsrechts und internationalen Rechts.

2. Dieser Übersetzung liegt das Pañcākhyānaka des Pūrṇabhadra zu Grunde. Ryder, als Übersetzer wohl bekannt, umreißt in der Einleitung Zweck und Gestalten des Werkes; da er von sich sagt: The present version has not been made by a scholar, but by the opposite of a scholar, a lover of good books, war er auch nicht verpflichtet, den Grund für die Wahl dieser jungen Rezension anzugeben. Vielleicht bewog ihn dazu, daß gerade dieser Text in einer leicht zugänglichen Publikation vorlag (HOS vols. 11 bis 13), vielleicht aber auch die Stellung, die dieser Rezension die neueste Behandlung des Pañcatantra-Problems durch Edgerton (American Oriental Series 3, 30ff.) zuweist. Jedenfalls hat sich Ryder mit dieser ersten englischen Übersetzung (eine deutsche von Schmidt existiert schon) des Pūrṇabhadra-Textes seiner Aufgabe sowohl in den Prosateilen als in den Versen gewandt und ansprechend entledigt. Schade, daß er nicht wenigstens in Klammern die indischen Namen der Tiere, die bei ihm nur englisch übersetzt auftreten, beigefügt hat; schade, daß er nicht auf die Textseiten verwiesen hat. Doch er wollte nicht als Gelehrter schreiben, darum muß man das Buch als eine angenehme Lektüre, ohne das gewohnte Beiwerk, hinnehmen.

3. Dem 1921 in den „Quellen der Religionsgeschichte" erschienenen ersten Teil seiner Übersetzung des Āp. Śrautasūtra (Buch 1—7) läßt Caland die Bücher 8—15 folgen; ursprünglich war das ganze Werk für die „Quellen" bestimmt, aber die ungünstigen Verhältnisse zwangen zur Aufnahme in die Akademieschriften. — Den größten Raum nimmt der Agniṣṭoma ein (Buch 10—13); voraus gehen die cāturmāsya-Opfer, die je zu Beginn einer der drei Jahreszeiten in viermonatigen Zwischenräumen dargebracht werden: das Vaiśvadeva zu Frühjahrsanfang, das Varuṇapraghāsa zu Beginn der Regenzeit und das Sākamedha zu Herbstanfang, zu dem auch das Tryambaka-Opfer gehört, das in letzter Zeit besondere Behandlung und Beachtung (s. Arbmans Rudra) gefunden

hat. Dem Sākamedha folgt nach 2, 3 oder 4 Tagen, nach einem halben oder einem Monat oder nach 4 Monaten das Śunāsīrīya-Opfer. Den Inhalt des 9. Buches bilden die prāyaścitta, Gutmachungen, wie Caland übersetzt, für die bei den Opfern begangenen Verfehlungen mechanischer Art, z. B., wenn die Agnihotramilch beim Kochen überfließt, ein Wurm in sie hineinfällt, oder wenn gewisse Naturereignisse eintreten, z. B.: Aufgehen des Mondes im Osten, bevor die Opfersubstanz ausgeschüttet ist, oder der Opferveranstalter vor der Beendigung einer iṣṭi stirbt. Neben diesen allgemeinen prāyaścitta gibt es solche für Soma-Opfer im besonderen (XIV 16—34); gleich aus den ersten Worten geht hervor, wie Caland beobachtet hat, daß Āp. hier Sprüche dem Kāṭhaka entnimmt, sogar solche, die dort fehlen, bietet, an abweichenden Stellen dem Taitt. folgt. Das 15. Buch behandelt den Pravargya, bei dem heiße Milch an die Aśvin dargebracht wird (vgl. Hillebrandt, Rituallit. 134ff.); auch für den Pravargya gelten besondere prāyaścitta.

Damit ist das 24 praśna umfassende Śrautasūtra des Āp. noch nicht abgeschlossen; aber schon heute darf man dem gelehrten Übersetzer, der auf diesem Gebiete als Autorität ersten Ranges sich einer ebenso entsagungs- als verdienstvollen Arbeit unterzogen hat, den Dank aussprechen mit der Hoffnung, er möge dieses große Übersetzungswerk zu Ende führen können, um es dann erst für die wissenschaftliche Ausnutzung nach der religionswissenschaftlichen, ethnologischen und literaturgeschichtlichen Bedeutung hin würdigen zu können.

4. Das Buch ist wohl unter dem Eindruck des Indien-Aufenthaltes des französischen Forschers entstanden, der hier vom indologischen und indischen Standpunkt allgemein-geschichtliche Gedanken vorlegt. In dem ersten der fünf Essays, der dem Buche den Namen gegeben hat, sucht Lévi Indiens Stellung in der Weltkultur unter Vergleich von Griechenland und Rom zu charakterisieren; mit Recht ist ihm Indien nur ein geographischer Begriff, seine ethnischen und sprachlichen Verschiedenheiten verhindern zwar nicht eine indische Kultur, aber es gibt keine indische Nation: Mais, l'Inde est la preuve, une civilisation ne suffit pas pour faire une nation. Indien hatte so wenig ein geistiges wie ein politisches Zentrum; weniger teilen kann man die Behauptung, Indien habe auch keine Geschichte, außer man bezieht das auf Quellen im westlichen oder vorderasiatischen Sinne. Einen Ersatz für die episodenhaften Staatenbildungen und die vorübergehende Wirkung geistiger Persönlichkeiten, die allerdings auch wieder eigenartiger Prägung waren, bietet die menschliche Größe Indiens: chacque groupe, race ou nation est dans ses actes comme dans sa pensée, dans sa conscience comme dans ses instincts, solidaire de toute l'espèce humaine.

Der Gedanke der indischen Humanität durchzieht auch die folgenden Essays: Humanisme bouddhique, Civilisation brahmanique, Civilisation bouddhique, Occident et Orient (mit dem Untertitel: Essai sur l'humanisme). Es finden sich darin so viele kluge Gedanken, die die Lektüre schon zu einem Genuß machen, käme nicht noch die reizvolle Diktion hinzu, die einen vergessen läßt, daß ein Indologe schreibt. Eine englisch geschriebene Ansprache, gehalten an der Universität Dacca, faßt den Gedankengang der vorhergehenden Aufsätze noch einmal zusammen. Lévi, tief durchdrungen vom klassischen Bildungs- und Kulturelement der griechisch-römischen Welt, sieht in Indien ein Humanitätsferment, das nach dem Osten, aber auch nach dem Westen noch viel abzugeben hat — wenn es sich aus seiner splendid isolation zu einer Mitarbeit aufraffen kann. Mit Recht warnt er das Land vor einer mechanischen Übernahme der technischen Fortschritte des Westens, die wohl das Leben erleichtern können, aber nicht Selbstzweck werden dürfen.

5. Der Leser erwarte keine Geschichte der in oder mit Indien geführten Kriege; vielmehr enthält das Buch den Neudruck der 1737 in London erschienenen Erlebnisse eines englischen Matrosen, der an den Kämpfen gegen die Piraten in den Jahren 1715—1723 in verschiedenen Stellungen auf Schiffen der Ostindischen Handelsgesellschaft tätigen Anteil genommen hat. Für die politischen Verhältnisse dieser Jahre, auch für den Kampf mit den Portugiesen ist dieses Buch eine interessante, wenn auch nicht erstrangige Quelle; schon die geringe Bildung des Autors zieht einer unbedingten Benützung Grenzen. Foster hat jedoch aus seinem reichen Wissen, gestützt auf authentisches Quellenmaterial, in den Anmerkungen und in der Einleitung die Verwertung der historischen Angaben auf eine sichere Grundlage gestellt. — Downing scheint an seiner Schriftstellerei ebensolchen Gefallen wie mit ihr Geld verdient zu haben, und so fügte er noch eine Schilderung der Piratenkämpfe bei, die die aus vier Schiffen bestehende Flottille des Commodore Matthews 1720—23 mit den Piraten zu bestehen hatte; auch über diese Kämpfe konnte der Schreiber als Teilnehmer berichten. Nicht genug damit, setzte er seine „Geschichte" der Kämpfe zwischen den Piraten, unter denen Angria, d. i. der Maräthe Kānhoji Angria, die Hauptrolle spielte, mit dem Mogul, d. i. Muhammad Shāh, fort. Da englische Quellen für das erste Viertel des 18. Jh. nicht oft vorkommen, bleibt Downings Buch eine zwar einseitige, aber nicht zu unterschätzende Ergänzung der indischen Zustände dieses Zeitraumes.

Bodding, P. O.: Santal Folk Tales, ed. Vol. I u. II. Oslo: H. Aschehoug & Co.; Leipzig: Otto Harrassowitz 1925 u. 1927. (XVI, 369 u. VIII, 403 S.)

gr. 8°. = Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning, Serie B: Skrifter II u. VII. Bespr. von W. Aichele, Hamburg.

Dürfen sich schon Sprachen und Kulturen der nichtarischen Bewohner Vorderindiens, der Drāviḍa- und der Muṇḍā-Völker, nur einer geringen Beachtung seitens der Forschung erfreuen, so gilt dies in besonderem Maße von den letzteren, die in mehreren sprachlich differenzierten Stämmen, vielfach getrennt durch zwischenwohnende Arier, auf einem weitgedehnten, hauptsächlich südlich des Ganges gelegenen Gebiet ihre Sitze haben. Die wichtigste Stellung unter den Muṇḍās nehmen die Santals ein, die mit einer Volksstärke von etwa 1 3/4 Millionen mehr als die Hälfte dieser ganzen Gruppe ausmachen.

Über ihre Sprache, das Santālī, ist schon mehrfach gearbeitet worden. Freilich eine grammatische Behandlung, die dem eigentümlichen Bau der Sprache gerecht würde, steht noch aus. P. O. Bodding, dem Herausgeber der hier anzuzeigenden Sammlung von Volkserzählungen, danken wir es, mit seinen „Materials for a Santali Grammar I (Mostly Phonetic)" 1922, hierfür wenigstens einen Anfang gemacht zu haben. Es war schon vorher das unleugbare Verdienst P. W. Schmidts („Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens", 1906) gewesen, daß er auf Grund der Durcharbeitung von A. Campbells 1899 erschienenem sehr brauchbaren Santali-English Dictionary den ernsthaften Versuch machte, die Muṇḍā-Gruppe in Beziehung zu anderen Sprachfamilien zu bringen. Seine vielfach als gesichert angenommene These, diese Gruppe bilde zusammen mit den Mon-Khmer- und den austronesischen Sprachen eine einzige Familie, die er als die „austrische" bezeichnet, wird sich jedoch, wenigstens in dieser engen Fassung, wohl schwer halten lassen, sobald man einmal versuchen wird, beim Vergleich über das bloße mehr oder minder berechtigte Zusammenstellen von Wörtern hinauszugehen und durch genaue Textanalyse dem inneren Bau der verglichenen Sprachen, ihrem „Sprachgeist", beizukommen.

Hierfür ist nun durch die Textsammlung P. O. Boddings, der heute der beste Kenner der Sprache und Volkskunde der Santals ist, eine sichere Grundlage gegeben. Sten Konow, dem wir schon die Bearbeitung des Bandes „Muṇḍā and Dravidian Languages" in dem „Linguistic Survey of India" (1906) verdanken, hat die beiden Bände durch den Druck geführt und ihnen auch eine äußerst beachtenswerte Vorrede beigegeben, in der er vor allem aufzeigt, wie diese Sprache in ihrem Wortschatz zwar zunehmend arisiert wird, aber in ihrer inneren Form, ihrer Grammatik, sich den arischen Einflüssen gegenüber zu behaupten weiß. Daneben scheint es mir freilich an der Zeit, auch einmal umgekehrt die Frage zu stellen und zu prüfen, ob bei der nahen Berührung von Muṇḍās und Ariern nicht auch den arischen Sprachen Indiens von altersher gelegentlich Lehngut aus diesen artfremden Sprachen zugeflossen ist.

Bei dieser Untersuchung ist es nötig, von der Wortbildung der Muṇḍā-Sprachen auszugehen. Als Beispiel, wie ich mir die Prüfung dieser Frage denke, wähle ich ein Wort, das, verschiedentlich vermittelt, eine wahre Weltreise gemacht hat und das meines Erachtens eben in den Muṇḍā-Sprachen beheimatet ist: von dem Stamme *gok'* „auf der Schulter tragen" bildet das Santālī entweder durch Reduplikation (*gogok'*) oder durch Infigierung von *n* (*gonok'*) ein Nomen mit der Bedeutung „ein Stück Tuch, das von der Schulter herabhängt und die Brust bedeckt". In dieser letzteren Ableitung ist offenbar das Wort in Sanskrit *goṇa* „zerrissene oder zerlumpte Kleider, Sack"; Sanskrit *goṇikā*, Pali *goṇaka* „Art wollenes Tuch", Zigeunerisch *gono* „Sack", Malaiisch *guni*, Javanisch *goni* „Sack oder Gewebe aus Jute" und in Englisch *gunny* „grobes Sacktuch, Juteleinwand" wieder zu finden. —

Die beiden Bände enthalten eine Sammlung von 67 Märchen, die zumeist von Santals selbst (B. gibt überall die Namen der Erzähler an) niedergeschrieben wurden, und von denen eines (Nr. 57) auch von einer Frau stammt. B. teilt den Stoff in vier Gruppen: Geschichten von Schakalen, von Frauen, humoristische Erzählungen und Dämonengeschichten. Diese Einteilung ist nicht allzu streng zu nehmen, denn Schakale und Frauen spielen auch in den anderen Gruppen oft keine geringe Rolle, und ebenso zieht sich ein dem Santal eigener köstlicher Humor, der sich besonders gern in Wortwitzen (so z. B. in Nr. 20, 38, 54) kundgibt, durch fast alle diese Märchen. B. stellt an die Spitze der drei letzten Teile einführende Bemerkungen, die ethnologisch interessant sind, so über die Frauen im Urteil ihrer Volksgenossen, über die Vorstellungen von den Dämonen, den *Rakas* (Skr. *rākṣasa*). Im Gegensatz zu den klugen Schakalen, die hier unserem Reineke Fuchs entsprechen, und deren Urteilsspruch sich sogar die Menschen unterwerfen, werden die Frauen nicht allzu hoch bewertet. Sie gelten als verantwortungslose, unzuverlässige, schwatzhafte, lügnerische, ja als dämonische Wesen, die imstande seien, ihre Männer und sogar die Geister zu verhexen. Daneben geht aber doch aus den Erzählungen hervor, wie stark eigentlich die Stellung der Frau ist, und wie diese den Mann ihren Wünschen gefügig zu machen weiß. (Vgl. z. B. den Stoß-

seufzer im Schluß von Nr. 59: „Wir Männer sind die Hunde der Frauen".)

Die Santālī-Texte begleitet eine nebenstehende englische Übersetzung, in der B. die gelegentlich in die Erzählung eingeflochtenen Hindī- oder Bengālī-Aussprüche der Schakale, der Dämonen oder der Hindus durch deutsche Wiedergabe kenntlich macht. Alle nötigen Erläuterungen, von denen viele ethnologisch wichtig sind, werden als Fußnoten beigegeben.

Inhaltlich gewähren die Märchen aufschlußreiche Einblicke in die verschiedensten Seiten des Familien- und Volkslebens der Santals, ihre Arbeit und ihre Feste. Man gewinnt den Eindruck eines heiteren, allzeit frohgelaunten und zum Lachen aufgelegten Völkchens, das allem Unangenehmen etwas Gutes abzugewinnen versteht. Bei seinen Festen, vor allem den Hochzeitsfeiern, treten, wie schon im alten Indien, die Zigeunermusikanten, die Ḍom, in Erscheinung. Als besonders interessant und hier kaum erwartet sei die sehr konventionelle Gesprächsführung zwischen Gastgebern und Gästen (Nr. 58) hervorgehoben. Vertrautere Beziehungen, die zwischen nicht miteinander Verwandten bestehen, haben besondere Formen und Namen, wie das innige Verhältnis der „Blumenfreundschaft" (z. B. Nr. 12, 67), die zu der gegenseitigen Anrede *phul* „Blume" berechtigt, oder die sog. „lachende Verwandtschaft" (Nr. 28, 50), bei der die in ihr Verbundenen sich necken dürfen, ohne es übel zu nehmen. Hierher gehört auch der besondere Grad von Vertrautheit zwischen einer Frau und dem jüngeren Bruder ihres Mannes (Nr. 25 Anm. 13). Beachtenswert ist ferner der Hinweis auf bestimmte symbolische Handlungen, wie etwa bei Kaufabschlüssen (Nr. 20 Anm. 24). — Ein wenig erfreuliches Moment stellt die häufige wirtschaftliche Verschuldung der Santals dar (vgl. Nr. 20, 38, 54, 58).

Merkwürdig, wie diese Märchen, von mythischen Vorstellungen unbeschwert, so ganz aufs Diesseitige gerichtet sind! Ganz selten und undeutlich tritt das höchste Wesen, Ṭhakur oder der mit ihm identifizierte Cando („Sonne") in Erscheinung. Einmal (in Nr. 16 und der von demselben Erzähler, Sagram Murmu, nach 12 Jahren wiederholten gleichen in Nr. 17 enthaltenen Geschichte) ist von den Boṅgas, den Geistern, zu denen auch die Ahnen gehören, die Rede in der urkomischen Geschichte, in der erzählt wird, wie die Frauen den Geistern zu opfern versuchen, was sonst Männersache ist, und dabei alles verkehrt machen.

Wie die Sprache starke Einflüsse von seiten der umwohnenden Hindus verrät, durch die ihr neben arischem auch arabisches Lehngut vermittelt wurde, so sind auch die Erzählstoffe vielfach aus arischer Quelle (vgl. u. a. Nr. 23, 34) geflossen, aber dann doch immer der Ideenwelt und dem Anschauungskreis der Santals angepaßt. Ganz besonders typisch ist dafür Nr. 62, die Geschichte von Ram, Lokhoṇ (Skr. Rāma und Lakṣmaṇa), dem Unhold und dem Zigeuner. Freilich scheint auch hier nicht nur ein einseitiges Nehmen, sondern auch ein Geben gewaltet zu haben. Über diese Möglichkeit, daß die indischen Märchensammlungen auch aus den Volkserzählungen der Muṇḍās geschöpft haben können, vergleiche man die interessanten Ausführungen Konows in der Vorrede S. IXff.

Der Märchenforscher wird eine ganze Reihe bekannter Motive und Züge in diesen Santal-Erzählungen wiederfinden. Hier sei nur auf die Parallelen unserer allbekannten Märchen vom „Eiermädchen" mit Nr. 34, vom „Däumling" mit Nr. 47 oder von „Hans im Glück" mit Nr. 61 hingewiesen.

Aus diesen Andeutungen mag hervorgehen, welche große Bedeutung das verdienstvolle Werk B.s über den Kreis der Indologie hinaus für die Linguistik, die Ethnologie und die Märchenforschung haben wird.

Harrison, N.: A Manual of Lascarī-Hindustāni with Technical Terms and Phrases. 5th Ed. London: Imray, Laurie, Norie & Wilson 1928. (VII, 133 S.) kl. 8°. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Lascar (sprich Läskar), von np. *laškar* „Heer", ist ein sogenanntes anglo-indisches Wort und bedeutet: indischer Matrose. Diese Matrosen sind meistens Mohammedaner und bedienen sich daher der hindistanischen Sprache, aber da sie meist ungebildet sind, und aus verschiedenen Gegenden kommen, sprechen sie ganz anders als man aus den Grammatiken gewohnt ist. Der Verf. hat daher die Worte nicht nach der Orthographie sondern nach der Aussprache transkribiert, und von diesem Gesichtspunkt aus ist das Buch interessant und wichtig, auch wenn man sein Umschreibungssystem nicht gutheißen kann, und eine wissenschaftliche Genauigkeit ist auch nicht zu erwarten. Aber das Buch ist ja auch nur für den praktischen Gebrauch der Schiffsoffiziere und Ingenieure bestimmt und als solches ist es unentbehrlich. Außer den Fachausdrücken und Gesprächen enthält das Buch auch andere Worte und Konversationsstücke des täglichen Umganges. Der grammatische Teil könnte etwas besser durchgearbeitet sein. Es scheint das einzige Buch über Lascari Hindustani zu sein und daher auch die fünfte Auflage!

Toulba, Ali Foad: **Ceylon, The Land of eternal Charm.** With foreword by L. E. Blazé. With 87 Illustrations. London: Hutchinson & Co. 1926. (352 S.) gr. 8°. 21 sh. Angez. von E. Waldschmidt, Berlin.

Das Buch kann Leuten, die eine Vergnügungsreise nach Ceylon planen, zur Lektüre empfohlen werden. Der Verfasser, ein moderner Ägypter, erzählt in ungezwungenem Plauderton von allem Schönen und Sehenswürdigen der Insel. Er liebt Ceylon — seine unvergleichliche Natur, sein buntes Volksleben. Daneben weiß er auch den Komfort moderner Hotels zu schätzen, rühmt die ceylonesische „season" mit dem großen Derby und die Augustwochen mit dem Clou der Saison, dem Staatsball in Queen's House. Dabei hat er Augen für Unzulänglichkeiten, kritisiert das Trinkgelderunwesen usw. Im ganzen das Buch eines sympathischen, für vielerlei interessierten Urlaubsreisenden.

---

1. **Wilhelm**, Richard: **Ostasien.** Werden und Wandel des chinesischen Kulturkreises. Potsdam: Müller & Kiepenheuer und Zürich: Orell Füßli 1928. (220 S.) kl. 8°. = Das Weltbild. Bücher des lebendigen Wissens, Bd. V. RM 3.30.
2. **Wilhelm**, Prof. D. Dr. Richard: **K'ungtse und der Konfuzianismus.** Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1928. (104 S.) kl. 8° = Sammlung Göschen No. 979. RM 1.50. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

1. Das Buch gibt eine gefällige Darstellung der Kulturentwicklung Chinas und behandelt in 7 Kapiteln 1. die Entstehung der chinesischen Kultur, 2. die Stufen der staatlichen Entwicklung in China und seine äußeren politischen Beziehungen vor dem Auftreten Europas, 3. kulturelle Einwirkungen und Anregungen, 4. den Einbruch des Westens, 5. die Wandlung des Ostens, 6. Gefahren und Krisen sowie 7. kulturphilosophische und weltpolitische Ausblicke. Eine chronologische Tabelle zur Kulturgeschichte Ostasiens ist angehängt.

Trotz des umfassenden Titels handelt das fast ausschließlich von China, während die übrigen Länder des chinesischen Kulturkreises teils nur kurz gestreift, teils ganz übergangen werden. Warum W. hartnäckig den Laotze zu einem „Vertreter des mehr naturgebundenen, lässigeren Südens" (S. 23) stempelt, ist mir unerfindlich. Denn Laotze ist ebenso wie Konfuzius ein Nordchinese gewesen. Sein Geburtsort K'u-hien, die moderne Kreisstadt Lu-yi-hien in Osthonan, ist nur etwa 120 km vom Huangho, aber rund 400 km vom Yangtze entfernt und liegt auf 33° 57′ nördlicher Breite. Konfuzius, der „Vertreter des nüchternen, aktiver gerichteten Nordens" (S. 23), ist in Tsou geboren, der modernen Kreisstadt K'ü-fou-hien in Schantung, unter 35° 36′ nördlicher Breite, so daß zwischen der Lage der beiden Geburtsorte nur eine Differenz von 1° 39′ besteht. Gelebt hat Laotze als Schreiber am Kaiserhofe zu Loyang, dem modernen Honanfu, das 34° 43′ dicht am Huangho gelegen ist und offensichtlich zu Nordchina gehört. — Schï-huang-ti hat die protestierenden 465 Schriftgelehrten nicht in einem Gebirgstale verschütten (S. 67), sondern vermutlich in eine Grube stoßen lassen; der Ausdruck „k'êng" wird verschieden gedeutet, doch ist von einem „Gebirgstale" nirgends die Rede. — Die Sien-pi waren keine Hunnen (S. 77), sondern Tungusen, die ursprünglich östlich vom Hinggan-Gebirge im heutigen Gebiete der Korcin-Mongolen saßen und dann in die von den Hunnen verlassenen Gebiete einwanderten. — Statt Jutschen (S. 79) lies Dschurdschen, statt Dschingis (S. 81) lies Tschinggis. — Ta Ming (lies Tai Ming) ist nicht die „Große Klare" (S. 82), sondern die „Große Helle"; die „Große Klare" ist die Tai Ts'ing. — T'ai-ping ist nicht der „große Friede" (S. 135), sondern der „größte Friede", nämlich der Weltfriede. — Der Boxerwahlspruch hieß nicht „Friede den Mandschus, Tod den Fremden!" (S. 147), sondern „Hoch die Ts'ing, Vernichtung dem Fremden!" (hing Ts'ing, mieh yang). — Gelegentlich der Revolution konnte in Wutschang nicht „das ganze Stadtviertel der Mandschus" verbrannt werden, (S. 169), weil es ein solches gar nicht gegeben hat. — Yüan Shih-k'ai hat nie unter der Devise Hung Hien den Thron innegehabt (S. 172), sondern seine ehrgeizigen Pläne im Vorbereitungsstadium fallen lassen, als sein Wintersonnenwendeopfer im Himmelstempel das Signal für den Ausbruch der zweiten Revolution gewesen war und seine Truppen sich unzuverlässig gezeigt hatten. Er ist auch nicht „an gebrochenem Herzen" gestorben, sondern, wie ich von dem behandelnden Arzt weiß, an den Folgen seiner Unmäßigkeit im Essen und in puncto puncti.

Gelegentlich finden sich Fremdwörter, die nicht in ein populäres Buch passen, so z. B. in der Anmerkung auf S. 96: „Die Einteilung der Menschen in Pneumatiker, Psychiker und Hytiker, die sich in der Gnosis findet, kommt auch in China bis auf den heutigen Tag vor." Obendrein ist „Hytiker" ein Druckfehler für „Hyliker". Wer außer gelehrten Theologen und Fachphilosophen weiß aber über die Gnostiker Bescheid?

2. Der Verlag hat sich durch die Aufnahme dieses Werkchens in die Sammlung Göschen unstreitig ein Verdienst um die Popularisierung der Chinakunde erworben und jedem Wißbegierigen die Gelegenheit gegeben, sich durch Erwerb des wohlfeilen Bändchens in den Besitz einer hübschen Darstellung aus sachkundiger Feder zu setzen. In den 4 ersten Kapiteln schildert W. das Leben des Konfuzius nach den

historischen Aufzeichnungen des Ssĕ-ma Ts'ien (1), die kritische Bearbeitung dieser Aufzeichnungen (2), die Urkunden der konfuzianischen Lehre (3), nämlich die klassischen Schriften (Schuking, Schiking, Liki, Iking, Tschuntsiu) und die nachkonfuzianischen Schriften (Lunyü, Kiayü, Taihio, Chungyung, Hiaoking, Mencius, Sün K'ing) und endlich die Lehren des Konfuzius nach Lunyü, Taihio, Chungyung, Tschuntsiu und Iking (4). Im 5. und letzten Kapitel folgen Textproben aus Lunyü, Taihio, Chungyung, Mencius und Sün K'ing.

Es war eine gute Idee, die im 47. Kapitel des Schiki enthaltene und von Chavannes am Schlusse des 5. Bandes seiner Mémoires Historiques mustergültig übersetzte Lebensbeschreibung des Konfuzius auch dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Die Biographie steht aber nicht unter den „Geschichten der Einzelstaaten" (S. 43), sondern unter den Monographien der shih-kia oder Adelsgeschlechter („Maison héréditaire" übersetzt Chavannes). Das ist m. E. nicht als eine „besondere Ehrung für den ungekrönten König" aufzufassen (S. 43). Denn Konfuzius war nicht „ein Mann aus dem Volke" (S. 55), sondern stammte aus einem Adelsgeschlecht, das sich auf den Vicomte Shangwei zurückführte, der von Kaiser Wu Wang mit dem Lehen Sung belehnt worden war. Konfuzius' Vater war ein Aftervasall (fu-yung) des Herzogs von Lu, Stadtkommandant und ein tapferer Kriegsmann (siehe Chung-kuo-jên-ming-ta-tz'ĕ-tien, S. 523).

Im Literaturverzeichnis hätte Édouard Chavannes aufgeführt werden müssen.

Hackmann, Prof. Dr. Heinrich: **Der Zusammenhang zwischen Schrift und Kultur in China.** München: E. Reinhardt 1928. (88 S.) gr. 8°. RM 4 —. Bespr. von A. Forke, Hamburg.

Hackmann geht von dem Satze aus, daß vielfach die Technik die Bahn des geistigen Fortschritts bestimmt, und will dementsprechend den Zusammenhang, welcher zwischen der Technik des Schreibens und der chinesischen Kultur besteht, nachweisen. Er schildert zunächst in sehr anschaulicher Weise die Eigenart der chinesischen Begriffsschrift und untersucht dann den Einfluß, welchen sie auf die geistige Entwicklung Chinas, seine Dichtung, Malerei und Geschichte ausgeübt hat. Die einzelnen Kapitel sind bereits in der Zeitschrift „China" des Chinainstituts in Frankfurt erschienen und werden hier zu einem Ganzen zusammengefaßt. Das gedankenreiche kleine Werk wird allen Chinafreunden einige genußvolle Stunden bereiten. Besonders anziehend sind die Ausführungen über den Zusammenhang zwischen der Schreibkunst und der Malerei, die wie erstere ganz von der Linienführung beherrscht wird und infolgedessen unserer Graphik viel näher steht als der Ölmalerei. Man sollte nicht denken, daß die chinesische Schrift sogar Chinas Außenpolitik stark beeinflußt hat. Ihre Schwierigkeit war der Grund, daß die Fremden erst verhältnismäßig spät in das chinesische Geistesleben eindrangen, während sie mit den äußeren Verhältnissen in China schon längst vertraut waren. Erst die Jesuitenmissionare im 17. Jahrhundert begannen das Studium der chinesischen Schrift und Literatur, von denen Marco Polo und die Dominikaner im 14. Jahrhundert noch keine Ahnung hatten. Andererseits führte der Stolz der chinesischen Schriftgelehrten auf ihre mühevoll erworbenen literarischen Kenntnisse dazu, daß sie sich über die Fremden hoch erhaben dünkten und nichts von ihnen lernen zu können glaubten.

Vielleicht beurteilt H. die chinesische Schrift doch etwas zu ungünstig und sieht mehr ihre Mängel, die sie unzweifelhaft hat, als ihre Vorzüge. So allgemein und verschwommen, wie er es darstellt, sind diese Begriffszeichen doch nicht. Er scheidet nicht scharf genug zwischen der Grundbedeutung der einzelnen Worte und ihren Funktionen, um mit v. der Gabelentz zu reden. Der Grundbedeutung nach sind es Substantiva, Adjektiva (beide von den Chinesen als tote Wörter bezeichnet), Verba (lebende Wörter) und Partikeln (leere Wörter), und nur ausnahmsweise wechseln sie die Kategorie und nehmen andere Funktionen an, indem etwa ein Substantiv als Verbum gebraucht wird oder umgekehrt. Verf. scheint es als einen Mangel zu empfinden, daß die Chinesen nicht den Weg von phonetischen Zeichen zu Buchstaben gefunden haben, die ja auch im Abendland aus ursprünglichen Bildern entstanden sind. Als Grund sieht er die Unfähigkeit der Chinesen an, die letzten Konsequenzen aus ihren Erfindungen zu ziehen. Allein später muß er selbst zugeben, daß eine Buchstabenschrift sich wegen der vielen Homonyme für die chinesische Sprache gar nicht eignet, es wäre also eine große Torheit gewesen, wenn sie ihre Begriffsschrift durch ein Alphabet ersetzt hätten. Es muß anerkannt werden, daß das Fehlen der grammatischen Formgebung die Schärfe des logischen Denkens ungünstig beeinflußt hat, aber daran ist lediglich die Sprache, nicht die Begriffsschrift schuld. Wenn die Sprache Flektionsendungen geschaffen hätte, so würde die Schrift sie durch Suffixe haben ausdrücken können, wie es z. B. für den Genitiv, den Plural und die Vergangenheit geschehen ist. Andererseits darf nicht vergessen werden, daß gerade das

Fehlen grammatischer Formen den Chinesen zu viel schärferem logischen Denken zwingt als der Europäer für seine Sprachen nötig hat. V. der Gabelentz sagt sehr richtig: „Die grammatische Analyse beruht zum großen Teil auf logischer Arbeit, bei unseren Sprachen fast ausschließlich auf Prüfung der grammatischen Form."

Die chinesischen Schriftzeichen besitzen große Vorzüge; sie sind künstlerisch schön, anschaulich und lebensvoll und insofern unseren toten Buchstaben weit überlegen. Ihre große Bedeutung für die Dichtung hat H. sehr gut hervorgehoben. Durch die Schrift erschließt sich dem Chinesen sein Schrifttum bis in die ältesten Zeiten, während wir unsere ältere Literatur schon nicht mehr verstehen. Die Schrift ist das wichtigste Bindemittel der chinesischen Stämme, welche sich bei der großen Verschiedenheit der Dialekte mündlich nicht mehr verstehen, während das geschriebene Wort für alle das gleiche ist. Ja die Schrift ermöglicht den Chinesen sogar eine Verständigung mit ihren Nachbarvölkern, den Japanern, Koreanern, Annamiten, deren Sprachen sie gar nicht kennen.

Hackmack, Adolf: **Der chinesische Teppich.** Mit 36 Taf., 1 Landkarte und 5 Textabb. 2. verb. u. verm. Aufl. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1926. (XI, 52 S.) 8°. RM 12—. Bespr. von E. Kühnel, Berlin.

Das kleine Buch gibt auch in der neuen Auflage keine kunstgeschichtliche Entwicklung des chinesischen Teppichs, ebensowenig wird der Versuch gemacht, die provinziellen Unterschiede der einzelnen Gattungen in technischer oder stilistischer Hinsicht zu erörtern, und das spärliche Bildmaterial von zwei Dutzend meist neueren Beispielen gestattet nicht einmal einen Überblick über die wichtigsten vorkommenden Typen. Dagegen ist die Abhandlung nützlich als folkloristische Studie über die verwendeten Motive und ihre symbolische Bedeutung, und es ist zu begrüßen, daß die einzelnen Gebilde mit ihren chinesischen Benennungen — sogar in chinesischen Schriftzeichen — aufgeführt werden. Das Büchlein ist also wenig geeignet für Liebhaber, die Anhaltspunkte suchen für die Bestimmung des Alters und der näheren Provenienz ihrer Stücke, gibt aber brauchbare Auskunft denjenigen, die in erster Linie nach dem Sinn der Ornamente fragen.

Andersson, Johan Gunnar: **Der Drache und die fremden Teufel.** Mit 208 Abbildungen und einer Karte. Leipzig: F. A. Brockhaus 1927. (390 S.) gr. 8°. RM 16.—. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Der für seine epochemachenden archäologischen Arbeiten im vergangenen Jahre mit dem Stanislas-Julien-Preise ausgezeichnete Verf. hat elf Jahre lang als Geologe im chinesischen Staatsdienst gestanden und diese Zeit zu ausgedehnten Forschungsreisen benutzt. Er will in dem Buche „den Versuch machen, einmal das Wesentliche und Eigenartige der Seelenhaltung und der uralten Kultur des Chinesen herauszuschälen, um so das Verständnis zu gewinnen für die mühevollen Bestrebungen dieses Volkes, sich der modernen maschinellen Kultur des Abendlandes anzupassen. Eine so schwierige und vielseitige Aufgabe, daß ich auf dem beschränkten Raum dieses Buches natürlich nur einen allgemeinen Umriß geben kann. Daher habe ich mich im Wesentlichen auf Selbsterlebtes beschränkt. Meine wissenschaftlichen Arbeiten sind in diesem Buche nur flüchtig berührt, doch habe ich, um einen unmittelbaren Eindruck von dem schwer zugänglichen Innern zu geben, in den letzten Kapiteln meine Reise nach Kansu (1923/24) mit aufgenommen." (S. 13/14.)

Liu-yeh fên-ti ist nicht das „Grab der sechsten Hoheit", sondern das Grab des bekannten Prinzen Kung, welcher der sechste Sohn des Kaisers Tao Kuang gewesen ist. Es ist also keineswegs „die Grabstätte eines niederen Mitgliedes der früheren Dynastie" (S. 129). Die Mandschu sind kein ostmongolisches (S. 135), sondern als Nachkommen der alten Dschurdschen ein tungusisches Volk gewesen. Die historischen Dokumente der Mandschudynastie habe ich 1902 in dem damals von europäischen Truppen besetzten kaiserlichen Archiv Huang-shih-ch'êng gesehen, das innerhalb der Kaiserstadt südöstlich vom Tung-hua-mên gelegen war. Sie waren in Bronzetruhen verpackt und mit breiten Papierstreifen versiegelt. Die S. 136 geschilderte Verwahrlosung muß also einer späteren Zeit zuzuschreiben sein. Warum stellt der Verf. nur hinsichtlich Tsingtaus fest, „daß man sich ohne hinreichenden Grund an chinesischem Gebiet vergriffen hatte?" (S. 147.) Hat z. B. England nicht dasselbe mit Hongkong und Kowloon getan? Aber: si duo faciunt idem etc. Der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler ist nicht „durch die Kugel eines gedungenen Mörders gefallen" (S. 149), sondern von einem Unteroffizier der mandschurischen Stadtpolizei erschossen worden in Befolgung eines allgemeinen Befehls, nach Ablauf der den Fremden zum Verlassen Pekings gesetzten Frist auf jeden Ausländer zu schießen. Yüan Shih-k'ai stammte nicht aus einer Familie des Mittelstandes (S. 163), sondern aus einer angesehenen alten Beamtenfamilie; sein Großvater war Provinzialgouverneur gewesen. S. 167 muß es nicht heißen „ein Mandschuprinz aus dem Geschlecht Pu-lun", sondern „der Mandschuprinz P'u-lun aus dem Kaiserhause Aisin Gioro".

Abgesehen von diesen und anderen unwesentlichen Dingen gibt der Verf. eine vorzügliche Darstellung des Selbsterlebten und Selbsterschauten. Besonders hervorheben möchte ich die Kapitel X bis XIII (Die Mandschudynastie und die Revolution, Der Drache in Itschang, Der Sturz Yüan Shih-k'ai's, Peking wieder unter der Drachenflagge), XVII und XVIII (Missionare, Die weiße Gefahr) und XXI bis XXVI (die Forschungsreise nach Kansu mit ihren prähistorischen Funden). Trotz des m. E. etwas kitschigen Titels ist das Buch eine der besten Neuerscheinungen über China und verdient gelesen zu werden.

Wakatsuki, Fukujirô: **Le Japon traditionnel.** Paris: Au Sans Pareil 1926. (VI, 166 S.) 8°. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Diese in Lyon geschriebenen „Légendes du Japon d'hier" sind, wie Verf. in der Vorrede sagt, entstanden aus der Sehnsucht nach seiner orientalischen Heimat, nach seinen in Japan lebenden Verwandten. Und so trägt dieses kleine Buch, das unter dem wissenschaftlich klingenden Namen in die Welt gezogen ist, rein dichterisches Gepräge und will nicht mit irgendeinem wissenschaftlichen Werk über das traditionelle Japan konkurrieren. Und doch hat das Buch bleibenden Wert, seine Lektüre ist eine Stunde künstlerischen Genusses. Die 30 Märchen und Legenden werden unter 10 Gruppen erzählt: Le soleil, la lune, la montagne, la mer, la neige, la fleur, le riz, la soie, le prunier, le chrysanthème. Bald sind es Legenden von Heldentaten junger Kämpfer, bald ist es die Liebe zu den Eltern, zum Kaiser, zu den Tieren oder zu den Blumen. In Kagouya Himè, der schönsten der 30 Erzählungen, ist der Stoff der Geisterwelt entnommen. Kagouya Himè, Demoiselle Brillante, ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das, in der Hauptstadt des Mondes geboren, wegen einer Verfehlung auf Erden leben muß. Ein Bambusschnitzer findet sie in Liliputgröße in einem Bambusstengel und, da er keine Kinder hat, nimmt er sie in sein Haus und erzieht sie. Ihre überirdische Schönheit wird im Lande bekannt. Prinzen verlieben sich in sie und begehren sie zur Frau. Sie aber stellt — wie bei uns im Märchen — so hohe Bedingungen, daß die Bewerber sie nicht erfüllen können. Auch der Kaiser, von ihrer Schönheit bestrickt, zitiert sie in seinen Palast. Kagouya Himè aber weigert sich zu kommen. Schließlich offenbart sie unter Tränen ihren Pflegeeltern ihre wirkliche Herkunft und daß sie in der Nacht des 15. August in den Mond zurückkehren müsse. Dem Kaiser hinterläßt sie einen Brief und das Heilmittel der Unsterblichkeit. Doch was soll er jetzt damit, wo Kagouya Himè nicht mehr auf Erden? Er befiehlt, beides auf dem Fujiyama zu verbrennen. Seitdem steigt immer eine kleine Rauchsäule vom Fuji auf. — Es ist nicht möglich, alle die bezaubernden Märchen hier zu erwähnen. Gesagt sei, daß die mit poetischem Gehalt wirklich auch in künstlerischer (allerdings europäisierter) Form wiedergegeben sind. Und auch in dem letzten, Kôjo Shira Ghikou, Chryanthème blanc, la fille pieuse, wo die tragischen Schicksale einer Familie berichtet werden, zeigt sich die künstlerische Gestaltungskraft des nacherzählenden Autors. Viele der Legenden hinterlassen einen tiefen Eindruck, der unvergeßlich ist infolge der plastischen, farbenreichen Wirkung der Bilder und der ans Herz rührenden Innigkeit der Darstellung. Man kann dem geschmackvoll ausgestatteten Buch nur recht viele Leser wünschen, denn es ist eine gute Einführung in die Legendenwelt Japans. Eine Übersetzung ins Deutsche würde sich meines Erachtens lohnen.

Migeon, Gaston: **Au Japon.** Promenades au Sanctuaires de l'Art. Couronné par l'Académie Française. Nouvelle Édition. 40 Planches. Paris: Paul Geuthner 1926. (216 S.) gr. 8°. 60 Fr. Bespr. von Ludwig Bachhofer, München.

Dieser Reisebericht wurde im Jahre 1906 geschrieben und damals von der französischen Akademie ausgezeichnet. Man tut gut daran, sich dieses Datum immer zu vergegenwärtigen, wenn man dem Buch heute noch gerecht werden will. Wir stehen den Dingen anders gegenüber, sachlicher, härter und weniger empfindsam. Japan war vor einigen zwanzig Jahren in künstlerischer Beziehung noch Neuland, trotz der großen Pariser Ausstellung und der japanischen Publikationen. Die wenigen, die sich über die Menge ihrer Zeitgenossen erhoben und sich für japanische Kunst interessierten, waren, bewußt oder unbewußt, aufs stärkste beeinflußt durch Lafcadio Hearn, der eine ganze Generation mit seinen Augen sehen lehrte.

Migeon besitzt einen sicheren Instinkt für das Echte und ein untrügliches Qualitätsgefühl, die ihn auch vor den Werken dieser fremdartigen Kunst nicht verließen. Größe und Stärke sprachen ihn unmittelbar an, auch wenn die historischen Grundlagen und die geistigen Voraussetzungen ihm nicht immer klar wurden. Dazu kommt ein schönes Verständnis für die Landschaft und eine spielende Beherrschung des Wortes, so daß das Buch sich außerordentlich leicht und anregend liest.

Wir wissen heute bedeutend mehr über die Geschichte der japanischen Kunst und so ließe sich auch eine Reihe von Berichtigungen anbringen. Das hieße aber die Absicht dieses Buches verkennen, es ist kein Handbuch und kein Reiseführer, sondern der Bericht eines künstlerisch empfindsamen Menschen über die Eindrücke, die er vor den großen Werken der japanischen Kunst empfangen hat.

Die Abbildungen sind völlig ungenügend, mit solchen Bildern darf man heute dem Publikum nicht mehr aufwarten.

Armstrong, W. E., M. A.: **Rossel Island.** An Ethnological Study. With an Introduction by A. C. Haddon. Cambridge: At the University Press 1928. (XXVIII, 274 S.) 8°. 18 sh. Bespr. von R. Thurnwald, Berlin.

Die Rossel-Insel liegt im äußersten Osten des östlich von Neu-Guinea gelagerten Luisiade-Archipels. Verf., früher Hilfs-Anthropologe beim Territorium von Papua, besuchte im Jahre 1921 auf etwa zwei Monate die hier in Rede stehende Insel. Das vorgelegte Buch ist eine wissenschaftlich ernste und gründliche Arbeit und voll ungewöhnlich interessanter Tatsachen und Untersuchungen. Sowohl die Verarbeitung der anthropologischen Messungen durch den Einleiter des Werkes Dr. A. C. Haddon, als auch die sprachlichen und kulturellen Untersuchungen entwickeln ein Bild, das zeigt, daß wir auch hier mit sehr verschiedenen ethnischen Bestandteilen zu rechnen haben. Die Bevölkerung spricht eine nicht-melanesische Sprache; man muß annehmen, daß spätere Einwanderer einer höheren Kultur die Sprache der „Urbevölkerung" übernommen haben. Neben dem auf ebenem Boden errichteten Häusern kommen Pfahlbauten vor. Es fehlen Trommel, Bogen und Pfeile sowie Keulen mit Steinköpfen. Auch gibt es nicht Töpferei, und die Stellung der Frauen ist viel ungünstiger als bei den Massim. Spuren von Kriegführung oder Kopfjagd in Vergangenheit oder Gegenwart wurden nicht gefunden. Dagegen kommt Kannibalismus vor, und zwar im Zusammenhang mit dem Tod eines Häuptlings und nur

unter der Oberschicht. Die Opfer waren immer Knaben und Mädchen, die in zeremonieller Weise auf bestimmten Plätzen verzehrt wurden. — Die Mythologie kennt eine ganze Hierarchie von Göttern, die sonst auf Massim und unter den Papuo-Melanesiern nicht vorkommen. Als höchste Gottheit wird *Wonajō* betrachtet, der bei Tage eine Schlange ist und auf dem höchsten Berg der Insel wohnt, Land , Wolken und Sterne gemacht hat, jedoch nicht Sonne und Mond. Er lud, die Insel zu besuchen, einen Schlangengott, *Mbasi* von Sudest ein, der eine dunkle Farbe hatte. Die Menschen stammen von *Mbasi's* Verbindung mit *Kōnjini*, einem eierlegenden hellhäutigen Mädchen von Rossel ab. *Wonajō* und *Mbasi* richtete exogamische Sippenteilung ein und *Mbasi* gab einer jeden Sippe sein Totem. Im allgemeinen herrscht Mutterfolge. Das Pflanzentotem ist verbunden mit einem Vogel- und Fischtotem, und auch einer Schlange. Der Vögel-Totems pflegen oft mehrere zu sein; statt des Fisches tritt manchmal Schildkröte oder Krokodil auf, statt der Schlange eine Eidechse. Bemerkenswert ist der beständige Konflikt zwischen *Wonajō* und *Ye*, die sich stets gegenseitig Streiche spielen. Der Kampf zwischen Schlangen und dem Fisch stellt vielleicht eine Erinnerung an den Kampf zwischen der Urbevölkerung und den Einwanderern (Fisch) dar. Allein, man wird nicht bloß mit einer Einwanderung, sondern mit mehreren zu rechnen haben, worauf auch die somatischen Untersuchungen hinweisen.

Außer dem gut untersuchten klassifikatorischen Verwandtschaftssystem ist besonders der Gebrauch des Geldes aus Spondylus-Muscheln (*ndap*) und je 10 zusammengehörigen Ringen der Riesenmuschel (*nkō*) bemerkenswert. An dieses Muschelgeld, das verschieden bewertet wird, knüpfen sich Leihgeschäfte und Zeremonien. Mit dem Ausleihen ist die Zahlung von Zinsen (*dogo*) verknüpft. Diese Zinsen werden wieder in einer besonderen Geldart erstattet. Ein kompliziertes Rechnen knüpft sich an derartige Leistungen. Dabei spielt die Zahl 10 eine besondere Rolle. Bei Festen finden Verteilungen und Zahlungen im Zusammenhang mit den Schweinen statt — nicht unähnlich wie das Speiser von den Neuen Hebriden beschrieben hat.

Diese neue Feststellung wirft abermals ein charakteristisches Licht auf die merkwürdigen zeremoniellen Wirtschaftsvorgänge in der Südsee, wie sie unter anderm von Malinowski von den nicht allzuweit abliegenden Trobriand-Inseln, dort allerdings wieder in einer anderen Weise auftretend, geschildert wurde. Sie läßt aber auch das Geld der mikronesischen Inseln Palau und Yap, das durch die ausgezeichneten alten Arbeiten von Kubary bekannt geworden ist, in einem besonderen Licht erscheinen. Insbesondere ergibt sich, daß für die primitive Wirtschaft die Kenntnis der Funktion dieser Geldarten sehr wichtig ist, und daß wir es nicht bei der bloßen äußerlichen Beschreibung dieser für uns „kurios" erscheinenden „Geldsurrogate" bewenden lassen dürfen. — Die Häuptlingschaft, über die man übrigens gerne noch mehr erfahren möchte, stellt sich in dieser nach Rang gestaffelten Gesellschaft als Angehörigkeit zu einem vorwiegend vaterrechtlichen Adel dar. Dagegen scheint die Totemangehörigkeit mutterrechtlich vererbt zu werden. Auch hier tritt, wie z. B. auf Yap, als komplizierender Faktor bei der Erlangung eines Ranges das Grundstück und die Örtlichkeit hinzu. — Über Zauber und Religion, über Spiele und Gesänge finden sich ebenfalls interessante Angaben von dieser abgelegenen und besonders merkwürdigen Insel.

Werner, A. and M.: A First Swahili Book. London: The Sheldon Press 1927. (VIII, 127 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von M. Klingenheben-v. Tiling, Hamburg.

Das Buch ist erwachsen aus dem Suaheli-Unterricht der beiden Verfasserinnen an der School of Oriental Studies in London in den letzten zehn Jahren. Diesem Ursprung verdankt es seinen praktischen Wert. Es ist sowohl in der grammatischen Anordnung als auch hinsichtlich des Sprachstoffes pädagogisch gut aufgebaut. Beginnend mit leichten, kurzen Fragen und Sätzen, die aber von Anfang an in inhaltlichem Zusammenhang stehen, behandelt es in nach und nach schwieriger werdenden Übungsstücken allmählich alle notwendigen Kapitel der Formenlehre. Das sprachliche Material schließt sich an einige Bilder an, diese geben aber nur den Anlaß, um ausführliche Schilderungen aus dem sozialen und wirtschaftlichen Leben der Suaheli daran anzuknüpfen. Dabei wird stets die lebendige Umgangssprache des täglichen Lebens geboten.

Das Buch entspricht also durchaus den methodischen Anforderungen eines modernen, praktischen Sprachunterrichts. Auch literarische Textproben fehlen nicht; so finden wir außer zahlreichen Sprichwörtern, die den einzelnen Lektionen beigefügt sind, am Schluß einige charakteristische Märchen und Legenden der Suaheli. Außerdem sind dem Buch eine Anzahl von Suaheli-Gesprächen über praktische Themata und eine von Lloyd James besorgte phonetische Transkription der fünf ersten Lektionen sowie eines Suaheli Märchens beige-

geben. In dieser Transkription werden auch die für das Suaheli wichtigen aspirierten Explosiva (z. B. in mthu, phunda) bezeichnet, die allerdings innerhalb des Buches sonst leider nicht kenntlich gemacht worden sind. Durch einen Schlüssel zu den schwierigeren Lektionen 18 — 36 wird das Buch auch zum Selbstunterricht brauchbar.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Ancient Egypt 1927:

3 65 H. I. Bell, Tablets of the third Century B. C. — 75 Flinders Petrie, A Ptolomaïc Holyday. — 77 G. A. Wainwright, Obsidian. — *Journal of the Society of Oriental Research April 1927. — *Wreszinski, Bericht über die photographische Expedition von Kairo bis Wadi Halfa. — J. A. Maynard, Note on R. O. Faulkner's Review of an Egyptian Grammar by S. A. B. Mercer. O. K.-P.

Bulletin de la Société de Linguistique de Paris 28 1927:

*P. W. Schmidt, Die Sprachfamilien und Sprachstämme der Erde (M. Cohen). — *L. Lévy-Bruhl, L'âme primitive (A. Meillet). — *E. Destaing, Interdictions de vocabulaire en berbère (Ders.). *Transcription phonétique et translation. Propositions établies par la conférence tenue à Copenhague en avril 1925 (Ders.). — *R. Kent, The textual criticism of inscriptions (Ders.). — *Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (Ders.). *Rocznik, orientalstyczny III (Ders.). — *W. H Worrell, A Study of the Races of the Ancient Near East (Ders.). — *Zapiski kollegii Vostokovedov pri Aziatskom Muzee Akademii nauk II (Ders.). — *Halphen, Les Barbares (Ders.). — *K. Oštir, Vorgeschichtliche Metallnamen in Alteuropa (Ders.). — *K. Sandfeld, Balkanfilologien (Ders.). — *Revista indo-greco-italica X, 2—4; XI, 1—2 (Ders.). — *Hethitische Texte in Umschrift mit Übersetzung u. Erläut. hrsg. v. Ferd. Sommer H. 2: Friedrich, Staatsverträge des Ḫattireiches in hethitischer Sprache. 1. Tl. (Ders.). — *Sköld, The Nirukta, its Place in old Indian Literature, its Etymologies (J. Bloch). — *Kharoṣṭhi Inscriptions discovered by Sir Aurel Stein in Chinese Turkestan part 2 ed. by A. M. Boyer, E. J. Rapson & E. Sénart (Ders.). — H. Oertel, The syntax in the narrative and descriptive Prosa of the Brahmanas in the disjunct Use of Cases (Ders.). — *R. L. Turner, The Position of Romani in Indo-Ayran (A. M.) — *H. Lommel, Untersuchungen über die Metrik des jüngeren Avesta (Ders.). — *R. Gauthiot & P. Pelliot, Le Sūtra des causes et des effets II Transcription, traduction, commentaire et index (Ders.). — W. Lentz, Die nordiranischen Elemente in der neupersischen Literatursprache bei Firdosi (Ders.). — *Vs. Miller, Ossetisch-russisch-deutsches Wörterbuch (Ders.). — *E. Waldschmidt & W. Lentz, Die Stellung Jesu in dem Manichäismus (Ders.). — A. Pagliaro, Il testo pahlavico Ayatkar-i-Zariam (Ders.). — *P. Beidar, Grammaire kurde (Ders.). — *G. Deeters, Armenisch und Südkaukasisch (Ders.). — *H. Adjarean, Hayerēn no barer hin matenegrut'eanmej II (Ders.). — Arrien, L'Inde ed. Chantraine (Ders.). — *S. Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung (Ders.). — *Dvornik, Les Slaves, Byzance et Rome au ix siècle (Ders.). — *L. Niederle, Manuel de l'antiquité slave II (Ders.). — *Kleinasiatische Forschungen herausg. v. F. Sommer & H. Ehelolf I, 1 (Ders.). — *Studi etruschi I (Ders.). — *Lewy, Tscheremissische Texte (Ders.). — *Mélanges offerts à Jozef Szennyei (Ders.). — *Paasonen's Ostjakisches Wörterbuch nach den Dialekten an der Konda und am Jugan herausg. v. K. Donner (Ders.). — *Mark, Die Possesivsuffixe in den sem. Sprachen (Ders.). *Sehtisalo, Über den Vokalismus der ersten Silbe im Juraksamojedischen (Ders.). — *Pellisier, Mokšamordwinische Texte (Ders.). — *Ungarische Jahrbücher (Ders.). — *Dirr, Caucasica (Ders.). — *Marr, Abxazsko-russky slovar' (Ders.). *Zirkov, Grammatika dirgenskovo jadzyka (Ders.). — *Porath, Passivbildung des Grundstammes im Semitischen (M. Cohen). — *Levi della Vida, Le inscrizione neopuniche della Tripolitana (Ders.). — Bergsträßer, Hebräische Grammatik II (Ders.). — *Bauer & Leander, Grammatik des Biblisch-Aramäisch I (Ders.). — *Gaidner, The phonetics of Arabic (Ders.). — *Blum, Ghissa Musa (Ders.). — *Guidi, Summarium grammaticae Arabiae meriodinalis (Ders.). — *Gardiner, Egyptian Grammar (Kuentz). — *Sethe, Verhältnis zwischen Demotisch und Koptisch (Ders.). — *Heepe, Jaunde-Wörterbuch (Homburger). — *Karlgreen, Philology and ancient China (A. M.) — *Ders., On the Authencity and Nature of the Tso Chuan (Ders.). — *Daniker, Le mécanisme phonétique du parler de Pékin (Ders.). O. K.-P.

Bulletin van de Vereeniging tot Bevordering der Kennis van de antieke Beschaving 1927:

H. P. Blok, Das Haus der Löwen in Leontopolis (zu Stele S. 622, ptol. im Haag, wohl aus Tell Mokdam, wie Ny Carlsberg E 498—501). — H. P. Blok u. L. Keimer, Een aegyptische wijdingsstèle uit laten tijd (Haag S. 1119, mit 2 Sykomorengöttinnen in verschiedener Darstellung, die den Toten spenden). Wr.

China Journal 7 1927:

5 222—228, 284—287 K. C. Wong, Ancient jades (6 Taf.; Forts.). 228—235 L. C. Arlington, Chinese versus western chiromancy (Forts.). — *J. P. Rathay, Current Chinese (J. C. F.); H. B. Morse, The Chronicles of the East India Comp. trading in China (A. de C. S.).

6 274—276 C. Walter Young, The oldest idol in China. (1 Taf.). — 277—284 Clarence Burton Day, Paper gods for sale. (3 Taf.). — 289—290 J. C. F[erguson], Tomb of Ta Yü (Begr. d. Hsia-Dyn.; 6 Taf.). — 294—299 Princess Chasseloup Lauba Murat, Indo-China (6 Taf.) — *Kasyapa-Parivarta ed. A. v. Staël-Holstein (C. Eliot); Juliet Breton a. Igor Mitrophanow, The [chin.] moon year (A. de C. S.); Herbert C. White, Peking the beautiful (A. de C. S.). W. P.

Comptes rendus de l'Academie des Inscriptions 1927:

188 Jéquier, Les Pyramides non funéraires. — 206 Poissot & Lantier, Tête en Bois trouvée à Carthage. — 215 Papadopoulos, Mosaique byzantine de Salonique. — 245 Compte rendue des Fouilles de Mishifi (Qatna) par le Comte du Mesnil de Buisson. O. K.-P.

The Contemporary Review 1928:

745 Lord Meston — D. N. Bannerjea, The Indian commission and its tasks. — A. Schweitzer, The relations of the white and coloured races.

746 (Februar) Sankaran Nair, The Indian Commission. — W. Collins, The Turkish Census and what it means. — *W. Miller, The Ottoman Empire and its Successors. — *L. A. Waddell, The Aryan Origin of the Alphabet. E. L.

Deutsche Literaturzeitung 48 1927:
48 2342—2343 *Mehemmed-Ali-Aïnî, La quintessence de la philosophie de Ibn-i-Arabî. Trad. par Ahmed Rechid (J. Schacht).
49 2385—6 E. Naville, L'Écriture égyptienne (H. O. Lange). — 2394—7 *Kauṭilya, Das indische Buch vom Staatsleben, das Arthaçâstra. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von J. J. Meyer. II—VI. (M. Winternitz). — 2405—6 *W. O. G. Nieuwenkamp, Inlandsche Kunst van Nederlands Ostindie. I. Bouwkunst van Bali (H. W. Singer). — 2411—3 *J. Goulven, Les Mellahs de Rabat-Saléh. Préface de G. Hardy (R. Hartmann).
50 2441—3 *J. Leipoldt, Das Gotteserlebnis Jesu im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte (J. Jeremias). — 2445—9 *Le Sûtra des Causes et des Effets du Bien et du Mal. Éd. et trad. après les textes sogdien, chinois et tibétains par R. Gauthiot et P. Pelliot avec la collaboration d'É. Benveniste. I. II. (W. Lentz). — *2459—63 Ch. Diehl, Choses et gens de Byzance (P. E. Schramm).
51 2493—2494 *H. Gomperz, Die indische Theosophie (O. Strauß). — *2495—6 G. Contenau, Les tablettes de Kerkouk et les origines de la civilisation assyrienne (B. Meißner). — 2495—2496 *Les Antiquités orientales, Sumer, Babylonie, Elam (B. Meißner). — 2516—8 *O. J. Tallgren, Die arabischen Namen der Sterne und deren alfonsinische Transkription (E. Wiedemann).
52 2546—7 *Islamica. Hersg. von E. Bräunlich. Bd. II. H. 4. (R. Hartmann). — 2558—60 *O. Mey, Das Schlachtfeld von Troja (W. Kolbe). — 2561—2 *L. Gilbier, La pénétration en Mauritanie (F. Jaeger).
53 2596 *Elieser Ben Jehuda, Gesamtwörterbuch der alt- und neuhebräischen Sprache. Vol VII. (W. Baumgarten). — 2601—11 *Th. Schmit, Die Koinesis-Kirche in Nikaia (E. Weigand). — 2611—3 *A. Scharff, Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte (O. Menghin). E. P. B.

49 1928:
1 *Paul Feine, Der Apostel Paulus (E. Seeberg). — *G. S. Colin, 'Abd el Ḥaqq el-Bâdisî, El-Maqṣad (R. Hartmann). — *J. J. Bachofen, Griechische Reise (U. v. Wilamowitz-Moellendorff). — *B. Kummer, Midgards Untergang (A. Heusler). — *H. Ranke, Koptische Friedhöfe bei Karâra (G. Steindorff). — *N. H. Baynes, Israel amongst the nations; *J. Benzinger, Hebräische Archäologie; *W. R. Smith, Lectures on the religion of the Semites (J. Hempel).
2 S. Feist, Germanen und Kelten (G. Neckel). — *G. Millet, Monuments de l'Athos I. (O. Wulff). — *R. Maunier, La construction collective de la maison en Kabylie (E. Pröbster).
3 *Sch. Ôhasama, Zen (E. Schmitt). — *A. S. Hunt, The Oxyrhynchos Papyri (P. Maas). — *L. Paotchin, L'instruction féminine en Chine (J. Witte). — *H. Kurtzig, Ostdeutsches Judentum (A. Warschauer).
4 *J. Kurylowicz, Traces de la place du ton en Gathique (K. Tiemann). — *M. David, Die Adoption im altbabylonischen Recht (B. Meißner). —
5 *J. Behm, Die mandäische Religion und das Christentum (E. Seeberg). — *O. Spieß, Türkische Erzähler der Gegenwart (Th. Menzel). — *J. Lewy, Die Chronologie der Könige von Israel und Juda (W. Baumgartner). E. L.

Deutsche Rundschau 54 1928:
1 R. Pechel, Nach Südosten. Eine Reisebetrachtung. — Essad Sabit, Zaglul Paschas Memoiren. E. L.

Edda 26 1927:
2 D. A. Seip, H. Wergeland og jøderne i Sverige (H. W. und die Juden in Schweden). E. L.

The Edinburgh Review 1928:
503 57—74 A. M. Chirgwin, The Vogue of the Negro Spiritual (*Odum-Johnson, The Negro and his Songs, Negro Workaday Songs; *D. Scarborough, On the Trail of Negro Folk Songs; *J. W. Johnson, The Book of American Negro Spirituals). — 145—62 O. M. Green, The Situation in China. E. L.

The English Historical Review 42 1927:
168 601—603 *H. E. Winlock, W. E. Crum and H. G. Evelyn White, The Monastery of Epiphanias at Thebes. Part. I. II.; *H. G. Evelyn White, The Monasteries of the Wâdî in Natrûn. Part I. (F. Ll. Griffith). E. P. B.

43 1928:
169 *Clyde, International Rivalries in Manchuria 1689—1922 (H. B. Morse). — *Hsü, China and her Political Entity (Morse). — *C. Clemen, Religionsgeschichte Europas (W. R. H.) — *L. Wolf, Jews in the Canary Islands (F. A. K.). E. L.

Eranos XXV 1927:
265—277 W. Norlind, Några anteckningar till Plutarchos' skrift „Om ansiktet i månen." Wr.

The Expository Times 39 1928:
3 Notes of Recent Exposition. — *Segal, Grammar of Mishnaic Hebrew. — *A. R. Short, In the days of the Prophet Isaiah. — J. J. Slotki, The Origin of the Book of Job. — R. W. Stewart, 'Tears shall take Comfort' (Ps. 42, 43).
4 Notes of Recent Exposition (*A. Duff, A History of the Religion of Judaism; *H. J. Schonfield, An old Hebrew Text of St. Matthew's Gospel). — *J. A. Montgomery, Critical and Exegetical Commentary on the Book of Daniel; *A. W. F. Blunt, Israel in World History; *N. H. Baynes, Israel amongst the Nations. — *A. V. Billen, The old latin Texts of the Heptateuch. — R. Dunkerley, The Muhammadan Agrapha. — J. A. Selbie, The American Translation of the Old Testament.
5 (Februar) 198—200 H. Loewe, The Sacramental Controversy before A. D. 1. — *G. G. Coulton, Five Centuries of Religion. — *Mingana, Woodbrooke Studies. — *M. Gaster, The Asatir. — *The Old Testament in Greek II. 1. — *M. Scott, Textual Discoveries in Proverbs, Psalms, and Isaiah. — *C. Sell, A Guide to the Study of the Canon of the Old and New Testament; *Ders., The Samaritan and Other Jewish Sects. — *I. W. Slotki, Faded Letters in A. T. — *Peake, Elijah and Jezebel. — J. E. McFadyen, The Revised Edition of S. G. A. Smith's Exposition of the Book of Isaiah. — *R. Dunkerley, The Muhammadan Agrapha. E. L.

Folk-Lore XXXVII 1926:
3 H. J. Rose, Prehistoric Greece and Mother-Right. — *A. B. Cook, Zeus (H. J. Rose). E. L.

Gads Danske Magasin 1928:
22 Januar: J. Østrup, Islams Helvede og Dantes. E. L.

Geografisk Tidsskrift 30 1927:
4 J. Østrup, Die Beduinen in der syrischen Wüste (dän. mit deutschem Resumé). — *E. Rybitschka, Im gottgegebenen Afghanistan (E. C.). E. L.

The Geographical Journal 70 1927:
5 427—40 Sir Aurel Stein, Alexanders Campaign on the Indian North-West Frontier. — 440—64 H. E. Hurst, Progress in the Study of the Hydrology of the Nile in the last Twenty years. — 464—70 S. Obuchov, Discovery of a Great Range in North-East Siberia. E. P. B.

6 A. Stein, Alexander's Campaign on the Indian North-West Frontier. — *C. Kennard, Suhaïl (P. M. S.). — *J. B. L. Noel, Through Tibet to Everest (R. W. G. H.). — *R. S. Rattray, Religion and Art in Ashanti (C. J. S.). — *The Turkish Letters of Oyier Ghiselen de Busbeq . . . by E. S. Forster (M. L.). — The Original Form of Ptolemy's Geography.
71 1928:
1 16—31 Winterbotham — Mc Caw, The Triangulations of Africa. — *J. W. Williamson, In a Persian Oilfield (H. B. M.). — *H. S. Banner, Romantic Java as it was and is (O. R.). — *W. Forster, The Embassy of Sir Th. Roe to India 1615—1619 (R. C. T.). — *A. David-Neel, My Journey to Lhasa (F. E. Y.). — *Erskine-Fletcher, Vanished Cities of Northern Africa (E. W. G. M.). — *The Cambridge Ancient History 6. Macedon (E. A. P.). E. L.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XV 1927:
9/10 317—27 W. Oehlke, West-Östliche Literaturbrücken. — 380 F. Holthausen, West-Östliches. E. P. B.
11/12 J. Forchhammer, Das Ergebnis der Kopenhagener Konferenz zur Lösung der phonetischen Transcriptionsfrage im Lichte der neuen Phonetik. E. L.

Göttingische Gelehrte Anzeigen 189 1927:
9/10 *W. Caland, Ziegenbalgs Malabarisches Heidentum (Th. Zachariae). — *W. M. Ramsay — A. v. Premerstein, Monumentum Antiochenum (F. Koepp). — *E. Pfuhl, Die Anfänge der griechischen Bildniskunst (F. Koepp).
11/12 *J. van Ginneken, Die Erblichkeit der Lautgesetze (E. Hermann). — *H. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit (P. Groebe). — *O. G. v. Wesendonck, Das Wesen der Lehre Zarathuštrās, D. Cursetji Pavry, The Zoroastrian doctrine of a future life (G. v. Selle). — *S. Eitrem, Papyri Osloenses I. (K. Fr. W. Schmidt). — *A. Meillet, La méthode comparative en linguistique historique; *O. Jespersen, Mankind, nation and individual from a linguistic point of view (E. Hermann). E. L.

Hamburger Fremdenblatt vom 26. 1. 28:
Roeder, Ein Kapitel aus der Geschichte der Ägyptologie. Zum goldenen Doktor-Jubiläum Adolf Ermans. Wr.

Hermes 63 1928:
1 81—92 E. Bethe, Odyssee-Probleme. — Th. Schneider, Ein Zitat in der Naassenerpredigt. E. L.

Historische Zeitschrift 137 1928:
1 *H. Berve, Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage (V. Ehrenberg). — *C. Halphen, Les barbares des grands invasions aux conquêtes turques du XIe siècle (Dopsch). E. L.

Historisk Tidsskrift 9 Raekke 5 Bind 1927:
486 Th. Jacobsen, Nyere assyriologisk Litteratur. — *De forhistoriske Tider i Europa I—II (Koefoed-Petersen). — *Wilcken, Griechische Geschichte (Nörlund). — *Otto, Kulturgeschichte des Altertums (Ders.). — Glotz, Histoire grècque I (Ders.). — *Rostovtzeff, A History of the ancient World (Ders.). — *Wilcken, Alexander der Große und die hellenistische Wirtschaft (Ders.). — *Ed. Meyer, Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien (Ders.). O. K.-P.

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (Frankfurt a. M.) 1927:
301—316 Richard Wilhelm, Goethe und die chinesische Kultur. W. P.

Janus. Archives internationales pour l'Histoire de la Médicine et la Géographie Médicale 31 1927:
447—463 E. D. Baumann, Die heilige Krankheit der Skythen. (Die Gegensätze zwischen der ärztlich-rationalistischen hippokratischen Schriftstelle in περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων und der dämonologischen Einstellung in Herodot, I, 105 u. IV, 67 wird als mittelbare Berichterstattung und durch literarische Parallelen im Sinne religiöser Auffassung und epileptischer Krankheitsformen ausgeglichen. Es muß zugesetzt werden, daß Kuczynski's kleines Buch die breite Basis der Verhältnisse in den Kontinentalsteppen nicht erschöpft und daß die androgyne Doktrin als wesentlicher Faktor hinter diesen Erscheinungen in Kleinasien steht.) R. F. G. Müller.

Journal asiatique CCX 1927:
1 1 J. Cantineau, Lettre du Moufti d'Oran aux Musulmans d'Andalousie. — 19 M. Cohen, Consonnes laryngales et voyelles en Ethiopien. — 59 M. & A. Feghili, Textes arabes de Wadi Chahroun. — 89 Ch.-F. Jean, Textes de Larsa. — 115 Przyluski, La place de Mara dans la Mythologie bouddhique. — *Escara, Liou Tchen-tchoung; Houx Koung-ou; Liang J'ienkié; Hou Weng-ping, Recueil des Sommaires de la Jurisprudence de la Cour Suprême de la République de Chine en matière civil et commerciale 1912—1918 (H. Maspéro). — Tchang-fong, Recherches sur les Os du Ho-nan et quelques caractères de l'écriture ancienne (Ders.). — *Takata Tadasuke tcheou p'ien; Kou tcheou sin p'ien pio; Hioku fa fan (Ders.). — *G. Haloun, Die Rekonstruktion der chinesischen Urgeschichte durch die Chinesen (Ders.). — *G. Haloun, Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder die Indogermanen überhaupt? (Ders.). — *M. Granet, Légendes et Danses de la Chine ancienne (Ders.). — Recueil des Inscriptions du Siam (Przyluski). — *G. Tucci, Il Buddhismo (Ders.). — *Finot, Parmentier, Goloubew, Le temple d'Içvarapura (Ders.). — C. Notton, Annales du Siam (Ders.). — Chatterji, The origin and development of the Bengali language (J. Bloch). — *Kammerer, Essai sur l'histoire antique d'Abessynie (M. Cohen). — *Mittwoch, Die traditionelle Aussprache des Äthiopischen (Ders.). — *Mittwoch, Aus dem Jemen (Ders.).

2 193 N. K. Dmitriv, Etude sur la phonétique bachkre. — 253 H. L. Rabine, Les dynasties alaouides du Mazendéran. — P. Pelliot, Le prétendu vocabulaire mongol de Kaitak du Daghestan. — 265 P. Masson-Oursel, Tathāgatagarbha et ālayavijñāña. — *Zambaur, Manuel de généalogie et de chronologie pour l'histoire de l'Islam (G. Ferrand). — *K. Miller, Mappae arabicae I fasc. 1 (Ders.). — *P. Richard, Corpus de tapis Marocains II, Tapis du Moyen Atlas (Ders.). — J. Ruska, Tabula smaragdina (Ders.). — *The embassy of Sir Thomas Roe to India as narrated in his journal ed. by Sir William Forster (Ders.). — *Lexa, La Magie dans l'Égypte antique (Ders.). — *Devonshire, L'Égypte musulmane et les fondateurs de ses monuments (Ders.). — *Basset, Mille et une conte, récits et légendes arabes II—III (Ders.). — *Dozy, Suppléments aux dictionnaires arabes (Ders.). — *S. E. & J. S. Assemanus, Bib. apost. Vatic. codicum MSS catalogus (Ders.). — *Ray, A study of the Melanesian Island Languages (Ders.). — *Gibb, Arabic literature (Ders.). — *Piri Re'is Baharije das türkische Segelhandbuch für das Mittelländische Meer vom Jahre 1521 herausgegeben von Kahle, I, Lief. 1 (Ders.). — *Ibr. Rif'at Pascha, مرآة الحرمين او الرحلات الحجازية والحج, I—II (Ders.). — *Giller, La pénétration en Mauretanie (Ders.). — *Pelékhnov, Introduction à l'histoire sociale de la Russie (Ders.). — Cheik Mohammed, Abdou Resalat al-tawhed; Exposé de la Réligion musulmane

(Ders.). — *B. Brunel, Essai sur la Confrèrie religieuse Aïssâûa au Maroc (Ders.). — *Legay, Essai sur le Folklore marocain (Ders.). — *Schoy, Die trigonometrischen Lehren des persischen Astronomen Abu'l-Raihân Muh. ibn Ahmad el-Birûnî (Ders.). — Goblet d'Alviella, Ce que l'Inde doit à la Grèce (Ders.). — *Blochet, Catalogue des Mss arabes des nouvelles acquisitions de la Bibliothèque Nationale (Ders.). — *Mission Rohan-Chabot; Angola et Rhodesia III fasc. Linguistique, Groupe sud-ouest des Langues bantous par L. Homburger (Ders.). — *Spies, Islamisches Nachbarrecht nach schafitischer Lehre (Ders.). — 357 Tekaïchvili, Les Sources de Notices du Patriarche de Jérusalem Dosithée sur les Rois Abhkkazie. — 368 Helene de Williams-Grabowska, André Gawronski. — 375 Saisset, Le Mellah marocain. O. K.-P.

Journal of the Burma Research Society 17 1927: 1 1—79 D. G. E. Hall, English relations with Burma 1587—1686.
2 105—117 J. A. Stewart, Lecture on the Dictionary (Vorbereitung eines neuen burman. Wörterbuchs). — 119—125 H. O. Reynolds, Some notes on „A Burmese Phonetic Reader" (by L. E. Armstrong and Pe Maung Tin). — 127—156 H. L. Chibber, Geography of South Tenasserim and the Mergui Archipelago (m. Abb., Tab. u. Ktn.). — 157—164 P. G. Gopalakrishna Iyer, A prosodic note on Açvaghosa's Buddhacarita. — 165—168 H. I. Harding, K'ala language (Mon-Khmer-Sprache im burm.-chines. Grenzgebiet). W. P.

Journal of the K. R. Cama Oriental Institute 1927: 10 1—3 J. M. Unwala, Two new hist. documents of the great Achaemenian King Darius Hystaspes (1 Abb.). — 4—23 F. C. Davar, The historical epic with part. ref. to the Shah Nameh. — 24—42 Francis Zajti, The Huns in the Avesta literature. — 45—173 Maneckshah N. Dastur, A diss. as regards Sir Oliver Lodge's „Substance of faith" (in its bearings on the principles of the Zoroastrian religion). W. P.

The Journal of Egyptian Archaeology XIII 1927: 3/4 133—134 H. R. Hall, Head of a Monarch of the Thutmosid House in the Brit. Mus. (m. 4 Taf. wohl Kopf Thutmosis' III, nach anderer Ansicht der Hatschepsut). — 135—140 J. Grafton Milne, The Alexandrinian Coinage of Augustus (m. Taf.). — 141—150 J. W. Crowfoot, Christian Nubia (m. 4 Taf. Die insbesondere das nördl. Nubien betr. archäol. Funde und die Literatur zusammenfassende Skizze). — 151—154 A. E. R. Boak, The Epikrisis Record of an Ephebe of Antinoopolis found at Karanis (Pap. Michigan 2895 aus Kom Auschîm vom 9. Jahre der göttlichen Aurelier, Antoninus und Verus). — 155—161 Warren R. Dawson, On two Mummies formerly belonging to the Duke of Sutherland (m. Taf., vgl. TSBA IV 251, 253; V 122. Sarg der 22/3 Dyn. mit Mumie wahrscheinlich der 11. Dyn. Eine zweite Mumie, im Zusammenhang damit genannt, gehört auch nicht dazu). — 162—170 A. Lucas, Copper in Ancient Egypt (Übersicht über die antiken Kupferminen auf der Sinaihalbinsel und in der östlichen Wüste und ihre Erträge, ihre älteste Ausbeutung und die früheste Verwendung von Kupferverbindungen [Malachit]). — 171—184 H. I. Bell, Alexandria (Vortrag vor einem weiteren Kreis über die Bedeutung Alexandriens bis in die Byzantinerzeit). — 185—186 A. E. R. Boak, ΜΗΝ ΔΡΟΥΣΙΛΛΟΣ (zu JEA 9, 164—167 Pap. Michigan 622 = Epiphi). — 187—192 Aylward M. Blackman, Some philological and other Notes (I A Note on Prince Hardedef's Salutation to the Sage Dedi, Pap. Westc. 7,17ff. II A Note on Pap. Westc. 11, 6ff. III A Note on the eloquent Peasant B 1, 168—171 = Vogelsang Komm. S. 139. IV Pi-'onkhi Stela Line 1.). — 193—208 F. Ll. Griffith, The Abydos Decree of Seti I at Nauri (m. 7 Taf.; in einem isolierten Berg 35 km nördl. d. III Katarakts am rechten Ufer. Verfügung vom 4. Jahr des Königs zugunsten des Tempels des Osiris in Abydus; sehr wahrscheinlich ist in Z. 10 auf das Osireion angespielt, das damals also wohl wiederhergestellt wurde, als man bei der Absteckung des Geländes für den Totentempel des Königs auf es traf, vgl. Wreszinski, Bericht S. 65f. Der Text der Stele teilweise ergänzt nach dem Dekret von Elephantine (Rougé Inscr. hiérogl. 256/7), das Griffith neu übersetzt). — 209—218 H. Frankfort, Preliminary Report on the Excavations at Tell el-'Amarnah 1926—7 (m. 11 Taf. Am Aton-Tempel wurde weiter gegraben; seine Anlage hat sich offenbar von der üblichen der äg. Tempel grundsätzlich unterschieden. Schöne Reliefbruchstücke und Bronzegefäße, Teile eines Sphinx von Haremheb, der als der Zerstörer des Tempels anzusehen ist und wohl Steine daraus nach Theben für seinen Pylon hat bringen lassen. — Südlich der Umfassungsmauer des Tempels wurde ein Haus des Panehsi freigelegt, wohl sein Amtsgebäude mit eigentümlichem Grundriß und genügenden Resten für die Rekonstruktion des Hauptraums. Um das Hauptgebäude Magazine und Ställe, in einem scherben eines Stierrhytons. — Die Davies, Amarnah III 14 dargestellte „Halle der fremden Tribute" ist an der Nordseite der Umfassungsmauer aufgedeckt worden, der Grundriß steht fest, Einzelfunde fehlen fast ganz. Der nördliche Teil der Stadt ist in Angriff genommen, darin Einzelfunde, Prinzessinköpfchen aus rotem Quarzit u. a. m. Die im Nordpalast gefundenen Stuckgemälde, die das Ehepaar Davies kopiert hatte, sind nach Kairo und London gegangen). — 219—221 W. Schubart u. H. I. Bell, A Parallel to Wilcken, Chrest. 144 (P. Berol. 13896). — 222—225 G. D. Hornblower, An humped Bull of Ivory (m. Taf. Messergriff, 18. Dyn.). — 226—231 I. W. Crowfoot, Five Greek Inscriptions from Nubia (m. 2 Taf.). — 232—239 S. R. K. Glanville, The mathematical Leather Roll in the British Museum (m. 5 Taf. „a copy in duplicate of 26 sums in addition of fractions." Mit Zusatz von Dr. Alexander Scott über die Methode der Aufrollung des Ms.). — 240—246 G. D. Hornblower, Some predynastic Carvings (m. 2 Taf. besonders ein Nilpferdzahn mit Männerkopf, langbärtig, die Oberlippe glatt, kurze gerade Nase, steile Stirn, hohe Haube; ein anderer Zahn zeigt ein Nilpferd, das eine Säule o. ä. trägt). — 247—250 Bibliography 1925—1926: Marcus N. Tod, Greek Inscriptions. — 251—260 Desgl. De Lacy O'Leary, Christian Egypt. — 261—267 Notes and News. — 268 *Walter Scott, Hermetica II (A. D. Nock). — *H. Berve, Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage (C. C. Edgar). — 268—269 *P. Jouguet, L'impérialisme macédonien et l'Hellénisation de l'Orient (C. C. Edgar). — 269—271 *P. Jernstedt, Die Kome-Aphrodito-Papyri der Slg. Lichaçov (H. I. Bell). — 271/2 *Moulton-Milligan, The Vocabulary of the Greek Testament . . . . VI (H. I. Bell). — 272 *W. Schubart, Die Griechen in Ägypten (H. I. Bell). — 272—274 *H. Junker, Ermenne (F. Ll. Griffith). — 274 *van Wijngaarden, Beschrijving van de Egyptische Verzameling . . . te Leiden XIII (F. Ll. Griffith). — 274—275 *K. Sethe, Die Ächtung feindlicher Fürsten, Völker und Dinge . . . . (F. Ll. Griffith). — 275—276 *H. Junker, Toschke (F. Ll. Griffith). — 276 *Victor Martin, La fiscalité romaine en Égypte aux trois premiers siècles de l'Empire (I. G. Milne). — 276—277 *D. G. Hogarth, Kings of the Hittites (A. H. Sayce). — 277—278 *H. Bonnet, Die Waffen der Völker des alten Orients (Sidney Smith). — 278—279 *W. Weynants-Ronday, Les statues vivantes (Warren R.

Dawson). — 279 *A. M. Hocarth, Kingship (W. R. Halliday). — 279—281 *Alan H. Gardiner, Egyptian Grammar (F. Ll. Griffith). — 281—282 *A. Scharff, Grundzüge der ägypt. Vorgeschichte (S. R. K. Glanville). — Indices. Wr.

The Journal of Hellenic Studies 47 1927:
2 165—77 A. R. Burn, Greek Sea-Power, 776—540 B.C., and the 'Carian' entry in the Eusebian Thalassocracy-List. — 178—9 W. M. Calder, Missale ΑΑΤΥΠΟΣ? — 180—1 W. M. Ramsay, A Scene from the Anatolian Mysteries. — 182—217 M. N. Tod, The Progress of Greek Epigraphy 1925—26. — 222—33 I. D. Beazley, Icarus. — 234—63 A. M. Woodward, Archaeology in Greece. — *U. Kahrstedt, Syrische Territorien in hellenistischer Zeit. — *F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos 1922—23. — *R. Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen . . . (H. J. R.). — *H. de Genouillac, Musée de Louvre, Céramique Cappadocienne. — *O. M. Dalton, The Treasure of the Oxus. — *The Cambridge Ancient History. IV. V. VI. (H. M.). — *L. A. Stella, Echi di Civiltà Preistoriche nei Poemi d'Omero. — *D. Randall-Maciver, The Etruscans (S. C.). — *H. Francfort, Studies in Early Pottery of the Near East II. — *M. P. Nilsson, The Minoan-Mycenaean Religion and its Survival in Greek Religion (A. D. N.). — *The Cambridge Ancient History. Vol. I of Plates (S. C.). — *A. I. B. Wace, A Cretan Statuette in the Fitzwilliam Museum (E. I. F.). — *P. Chantraine, Arrien, L'Inde. E. L.

The Journal of the Royal Asiatic Society 1928:
1 Januar 1—6 A. V. Williams Jackson, The 'Fifty-seven Years' in the Zoroastrian Doctrine of the Resurrection. — 7—13 G. Tucci, Is the Nyayapravesa by Dinnaga? — 15—23 J. N. Farquhar, Temple-and-Image Worship in Hinduism. — 25—34 H. G. Farmer, A North African Folk Instrument. — 35—50 C. L. Woolley, The Painted Pottery of Susa. — 51—62 F. Bork, Mitlani (Antwort auf Skoeld in dem Journal 1926. 3). — 63—98 F. W. Thomas, Tibetan Documents concerning Chinese Turkestan II: The Sa-cu Region. — 99—130 G. L. M. Clauson, A Hitherto Unknown Turkish Manuscript in „Uighur" Characters. — C. W. Gurner, Notes on the Text of Asvaghosa's Saundara-Nanda. — J. Charpentier, Amitraghata. — D. C. Bhattacharyya, Date of the Subhasitavali. — Sten Konow, Note on a new Taxila Inscription. — S. Langdon, Assyriological Notes 1. Gir-pad-du = kursinnu 'leg bone, leg', eṣimtu 'bone'; 2. parû, varû 'to empty', vomere. — The Excavations at Ur. — H. W. Codrington, A Gold Coin (Dinar) of Mustanjid. Fondation de Goeje. — *G. Margouliès, Le Kou-wen Chinois (F. Ayscough). — *Inscriptions du Cambodge; *V. Clifton, Islands of Queen Wilhelmina; *L. A. Mills, British Malaya 1824—1867; *E. E. W. G. Schröder, Über die semitischen und nicht indischen Grundlagen der malayisch-polynesischen Kultur I; *S. H. Ray, A Comparative Study of the Melanesian Island Languages (C. O. Blagden). — *P. Lefèvre-Pontalis, Notes sur des Amulettes Siamoises; *W. A. R. Wood, A. History of Siam; *R. le May, An Asian Arcady (B. O. Cartwright). — *A. David-Neel, My Journey to Lhasa (H. Lee Shuttleworth). — *G. Raquette, English-Türki Dictionary, based on the Dialects of Kashgar and Yarkand; *E. Lewy, Tscheremissische Texte; *L. Halphen, Les Barbares, Des grandes invasions aux conquêtes turques du XIe siècle (G. L. M. Clausen). — *O. v. Niedermayer, Afghanistan (M. Gaster). — *G. Morgenstierne, An Etymological Vocabulary of Pashto (G. W. Gilbertson). — *The Bhakta-Māla of Nābhā-jī (G. A. G.). — *V. H. Jackson, Journal of F. Buchanan (afterwords Hamilton) (C. E. A. W. O.). — *R. D. Ranade, A Constructive Survey of Upanishadic Philosophy (J. N. Farquhar). — *P. Dahlke, Buddhism and its Place in the Mental Life of Mankind; *D. T. Suzuki, Essays in Zen Buddhism (E. J. Thomas). — *G. A. Ballard, Rulers of the Indian Ocean (A. T. Wilson). — *A. Krämer, West-Indonesien (C. O. Blagden). — *J. Hertel, Die Sonne und Mithra im Awesta (L. D. Barnett). — *H. Lommel, Die Yäšt's des Awesta (M. G.). — *P. Kahle, Die Masoreten des Westens (M. Gaster). — *S. Seligman, Die magischen Heil- und Schutzmittel; *Hebrew Union College Annual IV (M. G.). — *Islamic Culture; *The Osmania Magazine; *Loghat al-Arab, edité par les Pères Carmes; *R. Geyer, Die Mukāṭarat von aṭ-Tayālisī (F. Krenkow). — *Abu 'Abd Allah az-Zinjānī (F. K.). — *Lady Bell, The Letters of G. Bell (J. M. Wilson). — *M. Bouyges, Bibliotheca Arabia Scholasticorum II. Algazel, Tahâfot al- Falâsifat; *B. Haller, Bibliographie des oeuvres de J. Goldziher (A. R. Guest). — *F. Macler, Trois Conférences sur l'Arménic faites à l'université de Strasbourg (O. W.). — *A. Erman, The Literature of the Ancient Egyptians (W. R. Dawson). — *W. S. Blackman, The Fellāḥīn of Upper Egypt; *A. Moret, La Mise à Mort du Dieu en Égypte (W. R. Dawson). — *W. H. T. Gairdner, Egyptien Colloquial Arabic; *E. E. Elder, Egyptian Colloquial Arabic Reader; *Phillott-Powell, Manual of Egyptian Arabic (H. A. R. Gibb). — *W. Wanger, Scientific Zulu Grammar; *E Stucken, Polynesisches Sprachgut in Amerika und in Sumer (S. Langdon). — Notes of the quarter (Bericht über Le Coq, The fourth Turfan Expedition); G. R. Driver, The Hebrew Tetragrammaton; M. Nazim, Somnath and its Conquest by Sultan Mahmud. E. L.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

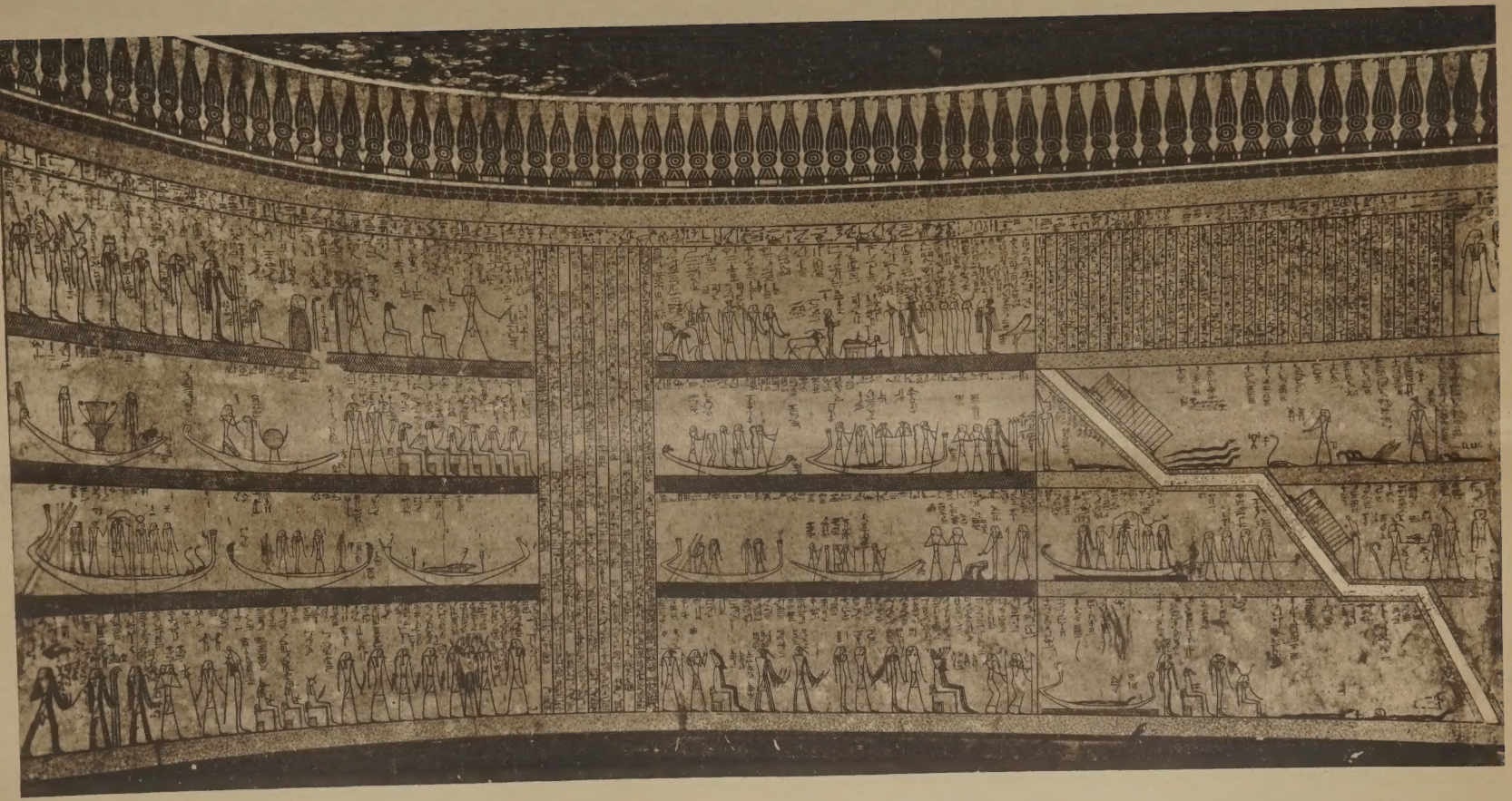
Bei Einforderung von Rezensionsexemplaren genügt Angabe der Nummer mit Autornamen. Erfolgt auf die Einforderung innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

405 The Bagh Caves in the Gwalior State. With Text by Sir John Marshall, M. B. Garde, J. Ph. Vogel, E. B. Havell, J. H. Cousins.
406 Bell, Gertrude: Persian Pictures. With a preface by Sir E. Denison Ross.
407 Biberfeld, Ed.: Beiträge zur Methodologie der halachischen Pentateuchexegese, Heft 1.
*408 Bornhausen, K.: Die Offenbarung. Über die Verbindung von Gott und Mensch in der Zeit.
409 Brown, W. N.: The Indian and Christian Miracles of Walking on the Water.
410 Büchsel, F.: Johannes und der hellenistische Synkretismus.
411 Budge, Sir E. A. Wallis: The Book of the Saints of the Ethiopian Church. A Translation of the Ethiopic Synaxarium. Vol. I—IV.
412 Chandidasa: Les Amours de Radha et de Krichna, trad. du Bengali par Man'ha.
413 Chatterji, S. K.: Bengali Self-Taught by the Natural Method with Phonetic Pronunciation.
414 Coedès, G.: Les Collections archéologiques du Musée National de Bangkok.
415 Coomaraswamy, A.: Buddha and the Gospel of Buddhism.
*416 Dölger, Fr. J.: Das Fisch-Symbol in frühchristlicher Zeit. 2. verm. Aufl.
417 Duhm, B.: Das Geheimnis in der Religion. 2. durchges. Aufl.

418 Eckardt, P. A.: Der Ursprung der Koreanischen Schrift.
419 Empson, R. H. W.: The Cult of the Peacock Angel. A short Account of the Yezîdî Tribes of Kurdistân.
420 el-Fasi, M., et E. Dermenghem: Nouveaux Contes Fasis, recueillis d'après la tradition orale.
421 Frumkin, G.: Meǧelle ō Meǧellet aḥkām il-ʿadlīje.
422 Geyer, R.: Gedichte von ʿAbû Baṣîr Maimûn ibn Qais Al-'Aʿšâ nebst Sammlungen von Stücken anderer Dichter des gleichen Beinamens und von al-Musayyab ibn ʿÂlas arabisch hrsg.
423 Grabar, A.: La Décoration Byzantine.
424 Griffith, F. Ll.: Christian Documents from Nubia.
425 Gurner, C. W.: A Century of Passion. Being a rendering into English Verse of the „Śriṅgāraśatakam" of the Sanscrit Poet Bhartrihari.
426 Gustavs, A.: Die Personennamen in den Tontafeln von Tell Taʿannek. Eine Studie zur Ethnographie Nordpalästinas zur El-Amarna-Zeit.
427 Haddad, E. N.: Arabisch, wie es in Palästina gesprochen wird. Ein Leitfaden für Anfänger.
428 Hall, H. R.: La Sculpture Babylonienne et Assyrienne au British Museum.
*429 — The Civilization of Greece in the Bronze Age. (The Rhind Lectures 1923).
430 Hallema, A.: Het jade in de Oud-Chineesche Kunst.
431 Harada, J.: The Gardens of Japan, ed. by G. Holme.
432 Hearn, L.: Kwaidan. Stories and Studies of strange Things.
433 Heman, F.: Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems. In 2., gekürzter Aufl. hrsg. von O. v. Harling.
434 Horovitz, J.: Indien unter britischer Herrschaft.
435 Huc, R. P.: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. Vol. I—IV.
*436 Hurry, J.: Imhotep. The Vizier and Physician of King Zoser and afterwards. The Egyptian God of Medicine. Sec. and rev. Ed.
437 Jampel, S.: Vorgeschichte des israelitischen Volkes und seiner Religion. 2. Aufl. 1. Teil: Die Methoden.
438 L'Inde et son Ame. Écrits des Grands Penseurs de l'Inde Contemporaine.
439 [Ismael:] Mechilta d'Rabbi Ismael. Mit krit. Apparat u. Noten hrsg. von H. S. Horovitz, fortges. von I. A. Rabin, Lfg. 1.
440 Kafka, G., u. H. Eibl.: Der Ausklang der antiken Philosophie und das Erwachen einer neuen Zeit.
441 Katō, G.: A Study of Shintō, the Religion of the Japanese Nation.
442 — and H. Hoshino: Kogoshūi. Gleanings from ancient Stories, transl. with an Introduction and Notes. Third and enlarged Ed.
443 Kekelidse, K.: Die Bekehrung Georgiens zum Christentum.
*444 Kellermann, B.: Auf Persiens Karawanenstraßen.
445 Koechlin, R.: Les Céramiques Musulmanes de Suse au Musée du Louvre.
446 — et P. Alfassa: L'Art de l'Islam. La Céramique par R. Koechlin.
447 Krenkow, F.: The Poems of Ṭufail ibn ʿAuf al-Ghanawī and Aṭ-Ṭirimmāḥ ibn Ḥakīm aṭ-Ṭā'yī. Arabic Text edited and translated.
448 Lamb, H.: Genghis Khan. The Emperor of all Men.
*449 Lamm, C. J.: Das Glas von Samarra.
450 Lehmann-Haupt, C. F.: Corpus Inscriptionum Chaldicarum. In Verbindung mit F. Bagel u. F. Schachermeyr hrsg. Textband, Lfg. 1, Tafelband, Lfg. 1.
*451 Leisegang, H.: Denkformen.
452 Lutz, H. F.: Sumerian Temple Records of the late Ur Dynasty.
453 Malone, C. C.: Das neue China und seine sozialen Kämpfe. Übersetzung u. hist.-polit. Einl. v. F. J. Furtwängler.
454 Malter, H.: The Treatise Taʿanit of the Babylonian Talmud, critically edited on the Basis of Manuscripts and old Editions.
*455 Mandelkern, S.: Veteris Testamenti Concordantiae Hebraicae atque Chaldaicae. 2., erweit. u. ausgebesserte Aufl.
*456 Musil, A.: Arabia Deserta. A Topographical Itinerary.
457 Nitobé, I.: Le Bushido. L'Ame du Japon. Traduction Française de Charles Jacob Lauréat de l'Institut.
*458 Odeberg, H.: 3 Enoch or The Hebrew Book of Enoch, edited and transl.
459 Rihani, A.: Ibn Sa'oud of Arabia. His People and his Land.
460 Rosenberg, F.: Un Fragment Sogdien Bouddhique du Musée Asiatique.
*461 Rothert, E.: Karten und Skizzen aus der Geschichte des Altertums. I. Bd. des Gesamtwerkes nach der letzten (8.) Aufl. völlig umgearb. u. neu hrsg. Karten u. Skizzen mit verbindendem Begleittext.
462 Roy, M. N.: Indiens politische Zukunft.
463 Sartiaux, F.: Les Civilisations anciennes de l'Asie mineure.
464 Schechter, S.: Genizah Studies. I. Midrash and Haggadah by Louis Ginzberg. III. Liturgical and Secular Poetry by Israel Davidson.
465 Schomerus, H. W.: Politik und Religion in Indien.
466 Schöner, A. C: Armalurisches in früheuropäischen Namen.
*467 Sen, Rai Bahadur Dinesh Chandra: Glimpses of Bengal Life. Stray Notes on some Bengali Ballads.
468 Sircar, M.: Comparative Studies in Vedāntism.
469 Sleen, W. G. N. van der: Vier Maanden Kampeeren in den Himalaya.
470 Trummeter, F.: Ibn Saʿîd's Geschichte der vorislamischen Araber.
471 Turville-Petre, F.: Researches in Prehistoric Galilee 1925—1926.
*472 Wall, V. I. van de: De Nederlandsche Oudheden in de Molukken.
*473 Warmington, E. H.: The Commerce between the Roman Empire and India.
474 Westermann, D.: Evefiala or Ewe-English Dictionary.
475 Wirth, H.: Der Aufgang der Menschheit. Untersuchungen zur Geschichte der Religion, Symbolistik und Schrift der Atlantisch-Nordischen Rasse. Textband I: Die Grundzüge.
476 Wirz, P.: Der Totenkult auf Bali.

Mit einer Beilage des Verlags L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Blumengasse 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.



Die Grenze von Wasser und Sand in der Unterwelt.
Grab Thutmosis' IV. Phot. Gaddis.